

# BERONAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

**Inhalt:** Im alten Nürnberg, von George Hill (mit Illustration). — C. Krüger. Novelle von Levin Schücking (Schluß). — Die Pfahlbauten, von Hermann Lessing. — Nationale Vorurtheile. — An die Erinnerung (mit Illustration). — Fatal! VI. Kleine Leiden auf einer Landpartie, von J. Trojan (mit Illustration von Wilhelm Scholz). — Modenbild nebst Beschreibung. — Ein Kinderball bei der Königin Luise, von Schmidt-Weissenfels. — Ein gutgewählter Name. — Elegante Morgenländer. — Wissenschaft in der Wäsche. — Drei Frauenbilder. — Die Mode bei den Wilden. — Bücher und Menschen. — Die Mode, von Beronika v. G. — Wirtschaftsplaudereien. — Aehrenlese. — Nebus. — Logogryph. — Auflösungen der Charade und Räthsel-Aufgabe Seite 136. — Correspondenz.

## Im alten Nürnberg.

Wenn man heutzutage die zwar noch immer sehr engen, aber doch mit gangbarem Pflaster versehenen alten Straßen der prächtigen deutschen Stadt Nürnberg durchwandert, gelangt man zuweilen an den die Gassen durchschneidenden Fluß. Diese Stellen der Stadt sind es, welche köstliche Blicke gewähren. Der Besizer braucht sich meist nur einen Rahmen um die Häuser, Mauern, Brücken und Giebel mit dem Stückchen Himmel darüber zu denken und ein ganz herrliches Architekturbild, ein Theil des Mittelalters in Stein aufbewahrt, richtet sich vor ihm empor. Vielerlei an diesen Ecken, Winkeln und Biegungen ist uns räthselhaft. Man sieht an den Mauern der Gebäude, welche sich längs des Flusses hinziehen, tiefe Spalten oder Löcher, die kunstgerecht in die mit grünem Moose überzogenen Steinquadern gehauen sind, dann zeigen sich zuweilen seltsame Namenszüge, oder die Köpfe der Balken bilden, in den Fluß hineinragend, Larven, deren verzerrte Mienen irgend ein Ereigniß verewigen sollen. Noch öfter entdeckt der Beschauer an den schroffen Wänden die Reste eines ehemaligen Söllers, der in kühnem Schwunge einst den rauschenden Fluß überragte und einen Blick bis tief in das Gewirre der Gäßchen hinein gewährte, zwischen welche die Fluten, von den Sägemühlen aufgewirbelt, im Halbdunkel von Bogen und Kanälen verschwinden.

Wenn man sich nun an all diesem wunderlichen Kram satt gesehen, dann wendet sich das Auge zu den trüben Wogen der Pegnitz. Ist der Wasserstand einigermaßen niedrig, so entdeckt man auch hier etwas ganz Absonderliches. Unter der Wasserschleife zeigen sich nämlich in gerader Linie hintereinander stehend, von einem Ufer zum andern geführt, in kurzen Zwischenräumen regelmäßig behauene viereckige Quaderstücke. Sie sind in den Grund des Flusses gesenkt und ragen in der Höhe von zwei Fuß aus dem Schlamm hervor. Was hatten diese Quader dazwischen zu tragen? Eine Brücke führte nicht über den Fluß an jener Stelle, die Mauern der Häuser gingen nicht so weit — jene Quaderstücke haben auch nie einem Brückenbogen oder einem Gemäuer als Unterlage gedient. Sie waren ganz einfach Uebergänge, Passagen, Furthen, wenn man sie so nennen will, durch welche man von einem Ufer des Flusses zum andern gelangen konnte, ohne erst die weitere Strecke bis an die Brücke zu wandeln.

Es hat den Anschein, als wäre diese Passage über den Fluß hinweg eine beschwerliche gewesen und vielleicht war sie das auch für Manche. Zur Zeit des Jahres 1420, zu einer Zeit also, wo die Leute so gekleidet gingen wie unsere Illustration es zeigt, ward aber der seltsame Steg über den Fluß nicht nur viel benutzt, sondern er war in hohem Grade gesucht und zwar nicht von den Leuten aus der niederen Volksklasse, vielmehr bedienten sich der Quadersteine gerade die Vornehmen — die Patrizier und vor allen Anderen die in kostbare, mit Pelz und Stickerei verbrämte

ober durchwirkte Stoffe gekleideten Damen. Das war ganz natürlich. Die Tochter oder Gattin eines hohen angesehenen Patrizierhauses, eine „vom Geschlecht“, ging um die Mittagsstunde aus. Sie machte ihren Freundinnen Besuche oder sie verkehrte mit ihnen beim Apotheker, der nach der Sitte jener Zeiten die Confecte verkaufte, also das war, was bei uns der Confiiseur oder Conditior ist. Die strengen alten Familien schickten auch ihre Kinder regelmäßig in die Messe nach St. Sebald oder St. Lorenz. Nun war die Mittagstunde eine sehr schlimme Zeit für die Damen, welche in großer Toilette eine Brücke passieren mußten, denn die fleißigeren Leute drängten scharenweise von der einen und von der anderen Seite in die Stadt. Kam nun die so pomphaft geschmückte Dame in das Gedränge, dann geschah es wie noch heute, daß die Schleppe, welche man mit dem bezeichnenden Namen „Freithofslehrer“ getauft hatte, in arge Bedrängniß gerieth. Muthwillige stampften darauf und die Sammetstoffe mit den goldenen, in Augsburg so künstlich eingewirkten Blumen erlitten arge Verletzungen. Dagegen half nun zwar der Diener, welcher das Kleid seiner jungen Herrin dadurch schützte, daß er die Schleppe sorgfältig nachtrug, aber auf der Fleischbrücken oder gar an dem Ausgange zur Burg kam es nicht selten zu heftigen Aufritten, wenn ein ungeschliffener Bursche sich zwischen Herrin und Diener drängte, die Schleppe aus des treuen Mannes Händen riß und dann lachend das Weite suchte. Ueber die Frechheit dieser mittelalterlichen Straßenbummler klagte schon der Rath bei seinen



Im alten Nürnberg.



Sitzungen sehr bitter. Um nun solchen Störungen geschickt aus dem Wege zu gehen, wählten die Damen am liebsten die Passagen über den Fluß, wo ihnen die Quadersteine einen sicheren und ungestörten Weg darboten. Die Orte, an welchen für dieses Verbindungsmittel zweier Ufer gesorgt war, wurden nicht von der tobenden lärmenden Menge erfüllt, die schöne Spaziergängerin hatte nichts zu beobachten als Eines: ob nämlich nicht von brühen her schon Jemand auf den Steinen balancirte. In solchem Falle mußte Einer warten. Dann aber ging sie, die kostbare Schleppe von dem ängstlich sorgfältigen Diener tragen lassend, stolz über die Quader dahin, mit den langen spitzen Schnabelschuhen gar fest und sicher die schlüpfrigen Flächen betretend. Die einzige Last, welche ihr dieser Weg auflegte, bildete das „Lieblingsungeheuer“, ein Geschöpf von Art der Hunde, ein Mittelglied zwischen Affen und Mops, dessen Volksname in Baiern, Franken und der Pfalz „Ballast“ war. Woher diese Benennung stammt, ist nicht zu enträthseln. An dem jenseitigen Ufer wurde das Lieblingsungeheuer niedergesetzt und fort ging es in seiner Gesellschaft durch die stillen Gassen. Für die Bewohner der auf den Fluß hinausgehenden Häuser war es aber stets eine willkommene Zerstreuung, wenn eine aus „dem Geschlechte“, eine Baumgartner, eine Holzschuber oder eine Pünzling über die Quader stieg. Dann eilten die Mägde vom Geschirr oder vom Rocken hinweg an die Fenster und schauten der Glücklichen nach. Es war auch sicherlich ein prächtiger, eigentümlicher Anblick, die hohe schlafte Gestalt nur wenige Fuß über dem Wasser schwebend, angethan mit den goldstrotzenden Sammetkleidern, das Obergewand mit kostbarem „Rüsch“ oder Pelzwerk verbrämt, und unter dem reichen Schleppteile ein noch fechtlicheres, goldgewirktes, aus den ersten Manufacturen der berühmten Vaterstadt hervorgegangen, eines von den Erzeugnissen, von welcher das Sprichwort sagte: „Nürnberg's Hand — geht durch alle Land.“ An den feinen Fingern blühten Ringe von Nürnberger Goldschmieden gefertigt und auf dem schönen Haupte mit dem edlen stolzen Antlitz trug sie die Kappe aus Goldstoff mit schwarzer Seide breit aufgeschlagen und durch eine Lige von echtem venezianischen Gesichte verbrämt, eine Mode, die gar vortheilhaft für die reizenden Gesichter wirkte, denn der dunkle Aufschlag hob das Antlitz doppelt wirkungsreich hervor. Die Deutschen nannten diese Mützen „Schädelkloben“, sie stammten aber aus Frankreich, wo sie „pains de sucre“ getauft wurden. Die stolze Isabella von Bayern hatte die wunderliche Mode erfunden, welche freilich schönen und lieblichen Gesichtern ganz trefflich stand. Alle diese Herrlichkeiten zählten die Leute von den Fenstern aus zusammen und die Mägde von drüben und hüben berechneten ungeschicklich, wie viel sie sich für ihre Wirthschaft im „Tafel- oder Galgenhose“, wohin sie mit ihrem Liebsten ziehen wollten nach der Hochzeit, anschaffen könnten, wenn die schöne Dame auf den Quadern in dem Pegnitzflusse ihnen eine jener langen mattblinkenden Perlen, welche sie in den Ohren trug, zum Geschenk gemacht hätte, und mit einer Umwandlung von Neid blickten die jungen Burche auf den dicken Hund, der von den schönen Händen geliebt, dann aber sanft zur Erde gelassen wurde, als die prächtige Jungfrau die Quader überschritten hatte. Sie sahen ihr lange seufzend nach, bis die majestätische Gestalt sammt dem grämlichen Schleppträger in der engen Gasse zwischen Ertern, Heiligenbildern und Spitzbogen sich verlor.

Dann aber schritt der Eine oder der Andere wol über die Quader, die ihr Fuß betreten oder blickte träumerisch auf den Mauervorsprung, den das Gewand der Schönen gestreift hatte, als sie von den Steinen in der Pegnitz an das Ufer trat.

[1525]

G. Hillt.

### C. Krüger.

Novelle von Levin Schücking.  
(Schluß.)

Fräulein Krüger sah ihn verwundert an, aber sie konnte auf die im lebendigen Tone gestüßten Worte nicht antworten, denn schon war der Vetter wieder am Tisch und rief aus:

„Ich glaube gar Du soustlist Deiner Frau, was sie mir antworten soll! Als ob ich diesen Augenfeuern nicht ansehe, daß sie allein zu reden wissen. Lassen Sie sich nicht tyrannisiren, meine gnädigste Cousine, sagen Sie mir ein Wort der Gnade!“

„Und Ihr erstes Wort an mich,“ sagte das junge Mädchen verlegen, „war doch ein Wort der Beschuldigung...“

„Daß ich Ihr Opfer sei? Wahrhaftig, ich bin es auch. Ich habe nämlich mit meinem Vetter hier gewettet, daß er nie eine Frau bekommen werde! Ihr eheliches Glück kostet mich fünfzig Flaschen Beauve Cliquot!“

„Das bedauere ich — wer weiß, ob mein eheliches Glück so viel werth ist!“ sagte lächelnd Fräulein Krüger.

„Deine Frau ist göttlich!“ rief der Legationsrath entzückt aus, indem er sich an den Tisch setzte und das für Fräulein Walter aufgelegte Couvert in Beschlag nahm. „Endlich einmal eine junge Frau, die ihren Mann nicht anbietet. Hörst Du's? Sie bezweifelt, ob Du ihr fünfzig Flaschen Sekt werth bist!“

„Nicht ich, sondern ihr eheliches Glück!“ fiel der Landrath gezwungen lächelnd ein.

„Silbenstecher! Als ob das nicht einerlei wäre!“

„Sie haben aber doch Recht, Herr von Heigendorf,“ sagte Fräulein Krüger; „ich habe nicht von Ihnen, sondern von meinem ehelichen Glück geredet.“

„Aber sind Sie denn eine Französin, daß Sie Ihren Mann Sie und Herr von Heigendorf nennen?“ fiel der Legationsrath aufhorchend ein.

„Herr von Heigendorf nennt mich auch nicht bei meinem Taufnamen,“ sagte Fräulein Krüger schelmisch.

„Nicht? Nun das nenne ich vornehme Allüren,“ entgegnete der Legationsrath. „Aber Sie haben im Grunde ganz recht, meine gnädigste Cousine, wir Männer vertragen nicht zu viel Güte und Herablassung, wir müssen kurz gehalten werden, sonst werden wir unhöflich.“

„Und um nicht unhöflich zu werden, haben Sie nicht geheirathet?“

„Ich bewundere Sie,“ entgegnete der Legationsrath, „Sie sind die erste Frau, welche den Grund meiner Gehelichkeit erräth. Lassen Sie mich Ihnen die Hand küssen. Du brauchst nicht eifersüchtig dabei zu werden, Werner,“ fuhr er in seinem Geplauder fort. „Es ist blos eine Huldbigung, die ich dem Geiste Deiner Frau bringe. Alle anderen Frauen beschuldigen mich, weil ich nicht geheirathet habe, des Mangels an Bewunderung für das schöne Geschlecht, — nein, eben weil ich es bewundere, will ich es ewig bewundern dürfen — und das ist nur aus einer gewissen Entfernung möglich!“

„Jetzt werden Sie aber ungalant,“ fiel das junge Mädchen ergötzt von dem Geplauder des zungenfertigen Legationsraths ein.

„Ungalant! Welcher Vorwurf, meine Gnädige. Sie haben mich ja vorhin so richtig und schnell begriffen! Ich will ja nur in der Ferne bleiben! Engel wie Sie, meine schöne Cousine, vertragen die tägliche und unablässige Beobachtung!“

Das Fräulein rief lachend aus: „Wie Sie zu plaudern wissen! Wahrhaftig, der Dichter hat Recht: semper tibi copia fandi!“

„Sie reden Latein meine Gnädige? O Sie sind viel zu schön und jung, um das zu thun! Das gestatte ich nur einer Dame, die nach Lord Chesterfield nicht zum Frauengeschlechte gehört, das heißt: häßlich ist!“

„Jetzt nehme ich Revanche und schelte Dich einen Pedanten,“ sagte der Landrath. „Gerade eine junge und schöne Frau macht es unwiderstehlich.“

„Für Dich Büchermenschen! Aber sag' nur ehrlich, Karl,“ fuhr der Legationsrath fort, „in was an Deiner Frau hast Du Dich zuerst verliebt?“

„Zuerst,“ rief der Landrath mit einer leidenschaftlichen Wärme und mit leuchtenden Augen in die Züge des jungen Mädchens ihm gegenüber sehend aus — „zuerst in ihr himmlisches Gesicht natürlich — und dann, und zwar auf ewig, in ihre klassische Bildung!“

„Sie machen mir Complimente,“ versetzte das Fräulein die Farbe wechselnd und sehr kühl, „die für unsere Ehe nicht passen.“

„Für eine so kurze Ehe... weshalb nicht? Wie sollte ich anders reden, als wie mir ums Herz ist?“ sagte der Landrath mit demselben Tone, mit denselben leuchtenden Blicken die Augen des jungen Mädchens suchend.

„Wie lange seid Ihr denn nun eigentlich verheirathet?“ fragte der Legationsrath dazwischen.

„Mir kommt es vor, als sei es erst eine halbe Stunde...“ rief der Landrath aus.

„Und Ihnen, meine gnädige Cousine?“

„Ach, Du wirst indiscret, Du solltest uns lieber von Deiner Reise erzählen...“

„Von meiner Reise... befehlen Sie, daß ich Ihnen die neuesten Pariser Toiletten beschreibe, meine Cousine?“

„Ich fürchte, da würde meine Phantasie Ihren Beschreibungen kaum folgen können,“ erwiderte gezwungen lächelnd das junge Mädchen, das offenbar plötzlich seine unbefangene Heiterkeit verloren hatte... „Pariser Toiletten sind mir so fremde und fernliegende Dinge...“

„Toilettenangelegenheiten nennen Sie fernliegende Dinge... aber wahrhaftig, ich weiß jetzt nicht mehr, soll ich Sie mehr bewundern oder mehr meinen Vetter beglückwünschen, zu einer solchen Frau, deren ganze Interessen nicht in Toilettenangelegenheiten aufgehen! Wahrhaftig Karl, Du hast einen Phönix von Frau gefunden.“

„Einen Phönix habe ich gefunden! darin hast Du Recht!“ sagte der Landrath seufzend und mit einem Blick zu dem jungen Mädchen hinübersehend, vor dem dieses mit plötzlichem Erröthen die Augen niederschlug.

„Aber,“ fuhr der Legationsrath, ohne darauf zu achten fort — „ich sagte, Ihr Mangel an Interesse für Toilettenangelegenheiten wird nicht so weit gehen, um den kleinen Beitrag zu Ihrer Toilette zu verschmähen, den ich mir erlauben wollte, Ihnen als Hochzeitsgeschenk zu Füßen zu legen... ein einfaches Korallenarmband, das ich, für die neue Cousine bestimmt, aus Nizza mitbrachte... ich hole es gleich aus meinem Koffer herbei... bleib nur, bleib nur, Karl, Fräulein Walter wird mir schon zeigen, wohin sie mein Geschenk hat bringen lassen — nur für einen Augenblick bitte ich um Entschuldigung!“

Der Legationsrath war schon aufgesprungen und die Begleitung des Hausherrn zurückweisend, eilte er in seiner raschen Weise zum Salon hinaus.

Fräulein Krüger stand jetzt ebenfalls auf.

„Herr Baron,“ sagte sie streng und kalt, „ich kann mich nicht länger zur Fortsetzung dieses Spiels hergeben — das geht zu weit!“

„Aber um Gotteswillen, Sie sehen wie er ist, dieser geschwätzige Vetter, Sie sehen mich seinem ganzen Spotte aus, er macht eine Geschichte daraus, die er in der Residenz colportirt und die nicht endet... ich bitte Sie, ich flehe Sie an, nur heute Abend noch...“

Der Landrath war in heller Verzweiflung. Aber diese Verzweiflung rührte das Fräulein nicht im mindesten mehr.

„Sie begreifen wenigstens,“ sagte sie, „daß ich ein Geschenk nicht annehmen kann, welches Ihrer Frau bestimmt ist.“

„Wäre doch der unglückliche Mensch nur auf diesen Einfall nicht gekommen... aber was thut's denn, lassen Sie ihn immerhin meinen...“

„Nein, nein,“ sagte das junge Mädchen sehr entschieden... „dieses Spiel darf keinen Augenblick länger dauern.“

„Sie zürnen mir... ich habe Sie verletzt!“

„Ich kann nicht anders als offen sein; ja, Sie haben mich verletzt!“

„Mein Gott... ich bin außer mir... haben Sie Mitleid mit mir... Sie glauben nicht, wie grenzenlos mich Ihre Worte schmerzen!“

„Sie fahren fort, mich zu verletzen, indem Sie fortfahren, in diesem Tone zu mir zu reden. Er verträgt sich schlecht mit dem Vertrauen, das Sie mich zu Ihnen fassen hießen. Er beleidigt mich!“

„Er beleidigt Sie? Beleidigt es Sie, wenn ich Ihnen auszubrüchen suche, daß Sie von meiner ganzen Seele Besitz genommen haben, daß ich nie, nie in meinen ganzen Leben ein so plötzlich, leidenschaftliches, mein ganzes Wesen durchglühendes Gefühl empfunden, als in dieser Stunde...“

„Sie werden immer beleidigender, Herr Baron,“ sagte Fräulein Krüger, indem eine leise Falte des Zornes zwischen ihre feinen Brauen trat. „Erlauben Sie mir, daß ich mich zurückziehe... Sie werden nicht auch noch so unritterlich sein, das Recht zu verletzen, das ich in Ihrem Hause habe; morgen, hoffe ich, werden Sie mich der gnädigen Frau vorstellen und dann werde ich gehen dürfen!“

„Der gnädigen Frau!“ rief der Landrath erschrocken aus, und wurde noch tiefer erschrocken, als er wahrnahm, daß an den Wimpern des jungen Mädchens Thränen hingen.

„Der gnädigen Frau!“ wiederholte er rathlos. „Ach ja, die hatte ich vergessen — ganz vergessen — o verzeihen Sie mir... Sie mußten meine Sprache gegen ein unbeschütztes junges Mädchen unter meinem Dach freilich unritterlich genug finden... mein Gott, wie soll ich Ihnen sagen, daß ich unschuldbiger bin als Sie glauben, indem ich mich dem mächtigen, leidenschaftlichen Gefühle hingab, welches mich für Sie erfüllte... es ist nichts anderes zu thun, als die Wahrheit zu gestehen... und wenn ich die Wahrheit gestehe, so drohen Sie, sofort, noch in dieser Stunde der Nacht das Haus zu verlassen... was beginne ich also... ich muß eine gnädige Frau schaffen, um Sie zu halten und... ich habe doch keine...“

„Sie haben keine?“

„Fräulein,“ sagte der Landrath, mit einem raschen Entschlusse die Hand des jungen Mädchens ergreifend, „um Sie zu halten, da Sie gehen wollten, habe ich eine Lüge gesagt, — die erste in meinem Leben, die ich nur wieder gut machen kann, wenn Sie mir beistehen! Ich habe gesagt, ich sei verheirathet... ich bin es nicht, ich werde es nie sein, wenn Sie nicht wollen... Ich habe noch keine gnädige Frau, aber ich habe ein Weib gefunden, die es werden wird, werden muß, wenn ich nicht ein Klügler bleiben — wenn ich nicht sterben soll... o, dieser will ich Sie vorstellen, gleich, auf der Stelle, bevor dieser schreckliche Vetter mit seinem abschrecklichen Armbrande und seiner vermaledeiten Wette zurückkehrt und die Flut des Spottes über mich zusammenbricht! Sie waren so gut, ein solcher Engel bis zu diesem Augenblicke... o bleiben Sie es mir! Sehen Sie, hier ist meine gnädige Frau!“

Er zog sie an der Hand nach sich vor den großen Stehspiegel in der Ecke.

Fräulein Krüger hatte ihn anfangs erstaunt über all die aufgeregte Reden angeblickt; als sie plötzlich vor dem Spiegel stand und ihr Bild darin sah, stieß sie einen leisen Schrei aus und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

Der Landrath kniete vor ihr nieder.

„Ein Wort der Gnade, gnädige Frau!“ flüsterte er, mit Mühe Athem holend.

Sie stand unbeweglich; als er aufsprang, um eine ihrer Hände zu erfassen, entzog sie sich ihm und eilte ans andere Ende des Salons, um sich an ein der dunklen Fenster zu stellen um die Stirn an die Scheibe gedrückt, in die Nacht hinauszublicken.

„O mein Gott,“ sagte sich Heigendorf, „was hast du gethan... sie ist erlirnt, sie schlägt dich aus, sie will fort, in die dunkle Nacht hinaus!“

Er näherte sich ihr.

„Ich habe Sie erlirnt,“ sagte er traurig, „und jetzt haben Sie Recht, mir zu zürnen... ich war zu heftig, zu vornehm in meiner Leidenschaft; ich hätte mir sagen sollen, daß ein Schatz wie Ihr Herz, nur durch langes treues Werben gewonnen werden kann; daß der Mann, der so süß ist, Ihnen seine Hand zu bieten, Ihnen erst Beweise seines Werthes, seiner Beständigkeit, seiner völligen Hingabe gegeben haben muß. Verzeihen Sie mir und... stürzen Sie mich nicht in ein grenzenloses Unglück, indem Sie mir alle und jede Hoffnung rauben!“

Das junge Mädchen sah ihn an; sie sah ihn durch Thränen lächelnd an, mit einem Blick voll unbeschreiblicher Güte; sie öffnete die Lippen, um zu sprechen — da that sich die Thüre wieder auf und der Legationsrath stürzte in den Salon.

Heigendorf stampfte vor Horn über diese Störung in diesem Augenblicke mit dem Fuße auf den Boden.

„Wenn Dich doch nur der Henter mit Deinen Cadeaux holte!“ rief er verzweiflungsvoll aus, „Du siehst ja, daß das Fräulein sich nicht darum kümmert und nichts davon will!“

„Das Fräulein!“ sagte Herr von Esum, ihn mit Mitleid und Augen anstarrend.

„Nun ja, ja, das Fräulein... ich bin nicht verheirathet und...“

Das junge Mädchen aber war unterdeß auf den Legationsrath zugezogen, und mit einer zitternden Stimme, worin doch etwas von hellem Jubelklang lag, rief sie aus:

„Gebt mir den Helm, denn mir gehört er zu!“ und damit nahm sie Esum das Etui, welches er hielt, aus der Hand, öffnete es, zog das schöne Korallenarmband, welches darin lag, heraus und indem sie es dem Landrath reichte und ihm zugleich ihren Arm hinhielt, sagte sie:

„Was haben Sie gegen das schöne Geschmeide? Legen Sie es immerhin Ihrer gnädigen Frau an!“

Sie sah ihm dabei mit einem unnachahmlichen, schelmischen Lächeln ins Gesicht.

Der Landrath that es mit bebenden Händen, keines Wortes mächtig, mit stürmischem Auf- und Abwallen seiner Brust — der Legationsrath aber sah verblüfft zu.

„Was ist denn nun eigentlich,“ sagte er, „Du sagst, Du hast keine Frau, und meine gnädige Cousine hier versichert das Gegentheil...“

„Ich will Dir's enträthseln, versetzte der Landrath, die Hand des jungen Mädchens an sein Herz legend — „die Sache ist die, daß ich erst — eine Braut habe!“

„Aber weshalb...“ fiel Herr von Esum ein, „sagtest Du das nicht gleich?“

„Der Wette wegen, lieber Freund, der Wette wegen; ich fürchtete, du würdest Ausflüchte machen!“

„D'horheit,“ fiel Herr von Esum ein; „ich bin bereit auf lauter Entzücken über eine solche Braut, wie Du sie gefunden, die Wette doppelt zu zahlen!“

V.

Der Legationsrath mit seinem nicht endenden Geplauder war aber doch schrecklich. Wurde denn der Vetter heute gar nicht milde nach seinen Reifestrapazen, fragte sich im Stillen der Landrath, ohne daran zu denken, daß er selbst sowol wie das junge Mädchen heute einen großen Weg zurückgelegt! Endlich verließ langte Herr von Esum nach Ruhe.

„Endlich!“ rief Heigendorf aus, als sich die Thüre hinter ihm geschlossen hatte, und dann nahm er die beiden Hände des jungen Mädchens und in ihre Augen blickend, fuhr er fort:

„Ist es denn möglich — wirklich — ist es kein Traum?“ Sie war mit Purpurröthe übergossen.

„Was müssen Sie von mir denken...“ stammelte sie in größter Verlegenheit... „ich habe so rasch, so ohne Ueberlegung mich bestimmen, mich hinreißen lassen... aber achten Sie mich nicht geringer darum... ich habe einen Ihrer Briefe an meinen Vetter der gelesen, und deshalb... weil ich aus diesen Briefen lernte, Ihnen so recht von Herzen zu vertrauen...“

Heigendorf küßte von Freude überwältigt, ihre Hand, während sie fortfuhr:

„Aber daß Sie mich täuschen wollten, Fräulein Walter, sowol als auch Sie — das war doch nicht recht von Ihnen...“

„Es war ja nur, damit der Engel, der mir erschienen, nicht gleich wieder seine Flügel ausbreite und davon flöge... das müssen Sie doch verzeihen!“

„Verzeihen — freilich,“ fiel sie ein; „denn ich bin ja eigentlich nicht viel besser gewesen, und habe Sie auch getäuscht und kann mich an Ihnen rächen, indem ich Ihnen sage, wer ich bin...“

„Diese Rache will ich an mir vollziehen lassen!“

„Ich bin,“ sagte das junge Mädchen mit komischem Pathos, „ich bin C. Krüger!“

„Und welche Rache soll für mich darin liegen, daß Sie so heißen wie Ihr gelehrter Vetter?“

„So heißen?... ich sage Ihnen ja, ich bin dieser schaurige Bücherwurm, dieser gräßliche Pedant...“

„Um's Himmelswillen...“



„Ich bin dies altfränkische Wesen, von dem Sie so grenzenlos wenig erwarteten...“

„Sie? Sie selbst schrieben den Brief an mich? Das habe ich nicht erwartet... in der That nicht. Ich mußte glauben, daß diese gelehrte Epistel von einem jungen Manne kam... und weshalb unterschrieben Sie denn auch nicht mit Ihrem Mädchenamen?“

„Weil ich daran gewöhnt bin, C. Krüger zu schreiben, den Namen meines Vaters, dem ich so lange als Famulus und Copist gebietet habe, und weil ich einen so häßlichen Namen habe, den ich gar nicht schreiben mag; und weil ich voraussetzte, Sie wüßten, daß mein armer verstorbener Bruder nur eine Schwester habe...“

„Und welchen häßlichen Namen haben Sie denn?“  
„Christiane! Können Sie einem jungen Geschöpf zumuthen, daß sie einen Brief an einen fremden Herrn: Christiane Krüger unterschreibe?“

„Nein, nein,“ sagte lachend der Landrath, indem er sie an sich zog und ihr zusüßelte — „gewiß nicht, wenn Sie mir verzeihen, daß ich mir eine so verkehrte Vorstellung von dem Schreiber jenes Briefes gemacht, und wenn Du mir sagst, mein süßes Lieb, daß Du Dich desto lieber Christiane von Heigendorf unterschreiben wirst!“

Sie nickte ihm lächelnd zu und dann entzog sie sich ihm und sagte mit einem komischen Geuzer:

„Aber es ist doch recht schlimm... wir sind immer noch nicht über unsere erste Schwierigkeit fort... wo soll ich denn bleiben über Nacht!“

„Ach welche thörichten Strupel,“ begann der Landrath, aber bevor er ausgesprochen, öffnete Fräulein Walter die Thüre und blieb verwundert über die Gruppe auf der Schwelle stehen.

„Fräulein Walter, meine gute alte Freundin,“ rief der Landrath aus, — „Sie kommen zur rechten Zeit — kommen Sie, kommen Sie, daß ich Ihnen meine Braut vorstelle!“

„Ihre Braut?“  
„Meine Braut, Fräulein C. Krüger, und bald, hoffentlich recht bald, da Sie sich so nach einer gnädigen Frau sehnen, Frau Christiane von Heigendorf!“

Fräulein Walter schlug vor Verwunderung die Hände zusammen.

„Ich traue meinen Ohren nicht!“ sagte sie. „Sie haben Jahre gebraucht und konnten nicht so viel Muth zusammenraffen... und jetzt sind Sie mit einem einzigen kurzen Anlauf, wie ich sehe, auf den Gipfel des Glücks gekommen...“

„Auf einen Chimborasso von Glück, liebe Walter!“ fiel der Landrath lachend ein.

„Nun, dazu gebe Gott seinen Segen!“  
Fräulein Walter schüttelte dem Landrath gerührt beide Hände und dann drückte sie das erröthende junge Mädchen innig an ihr Herz.

„Ja, aber nun,“ fuhr der Landrath fort, „hat meine Braut Strupel wegen des Hierbleibens... Sie kann doch heute nicht mehr fort, und wo soll sie bleiben bis zu unsrer Verheirathung.“

„Fräulein Walter, ich habe eine Idee... Sie wissen, wegen meines grausamen Abscheus wider alle Hochzeitsfeste und Weltläufigkeiten habe ich mir von unserm Fürsten jenes Handbillet erwirkt; was meinen Sie, wenn wir es benutzten, und jetzt so gleich ins Dorf hinunterfahren, den Pfarrer aus dem Schlafe klopfen und uns copuliren lassen — Sie und Esmum könnten Zeugen sein oder meinethalben der Kutscher...“

Fräulein Walter sah ihn mit großen Augen an, dann lachte sie plötzlich laut aus und sagte zu Fräulein Krüger gewendet:

„Hören Sie, liebes Kind, Sie werden es gewiß nicht unheimlich finden, mit ihrem Bräutigam unter einem Dache zu wohnen, wenn er krank ist und Sie deshalb zu ihm geeilt sind. Nun aber sehen Sie's ja — der Mann ist krank, ist sehr krank! Nicht wahr?“

„Das scheint freilich!“ entgegnete Fräulein Krüger lachend.  
„Also — ich meine, Sie dürfen sich beruhigen! Kommen Sie mit mir — Sie sollen für die Nacht mein Gast sein, und morgen fahren wir fort, diesen Punkt zu erörtern.“

„Ja,“ rief der Landrath aus — „aber dann fahren wir auch ins Dorf und zur Kirche!“

[1474]

### Die Pfahlbauten.

Ein deutsches Pompeji, von Hermann Kessing.

Obgleich wir keine genauen Nachrichten über die hängenden Gärten der Semiramis haben, die als eins der sieben Weltwunder uns überkommen sind, so läßt sich doch so viel mit Gewißheit voraussagen, daß eine große Pflanze diesen seltenen Erzeugnissen der Horticulture zu Theil geworden ist. Zwar scheinen unsere Topfgewächse, die auf den Fenstersimsen prangen, nach einem ähnlichen Ruhme zu streben, aber ihre Stellung in jeder Luft ist oft so gefährlich, daß sie mehr eine Drohung als eine Freude für die Vorübergehenden sind, und deswegen auch häufig schon das Auge der Polizei auf sich gezogen haben, die natürlich mehr für die Sicherheit als die antiquarischen Erinnerungen eingenommen ist. Auch ist es die Erde allein, auf der die Bestrebungen der Menschen in dauernder Weise sichtbar sind; mag der Schiffer in der Luft oder auf dem Meere noch so viele Turchen ziehen, die nächste Minute läßt sie verschwinden. Deshalb ist auch der Pflug, dieses einfachste und ursprünglichste Werkzeug, immer als Hebel der Cultur gepriesen worden; nicht dem Bierath des Goldes, sondern der eisernen Pflugbar gelehrt der Kranz, und der große Feldherr Achill setzte bei den Spielen, die er zur Leichenfeier des Patroklos veranstaltete, ein Stück gemeines Eisen als ersten Preis aus. Aber der Pflug, wenn er auch ganze Länderstrecken sich unterworfen hat, ihm war es, als einem Elementarlehrer, mehr um das Nützliche als um das Schöne zu thun, er sorgte mehr für den Magen als für das Herz; sollte nicht blühen die Frucht der Pflanze, sondern die Gesundheit der Blüthe zu Tage kommen, so war ein anderes, mehr minutiöses Werkzeug erforderlich, das dem Detail mit größerer Liebe sich hingibt, und das war der Spaten. Der Span, dem wir die schönsten Gärten zu verdanken haben, ist aber nicht bloß der Aesthetiker der Landschaft, der dem bisher nackten Boden die Empfänglichkeit für alle Künste der Toilette verleiht; er ist auch in neuerer Zeit ein so wichtiger, wissenschaftlicher Factor geworden, daß es fast scheint, als würde die Geschichte der Menschheit neu aus dem Grabe erstehen. Seit zehn Jahren der Spaten des deutschen Erdarbeiters im Dienste der Wissenschaft thätig, und dies einfache primitive Werkzeug fördert die tiefsten Schätze zu Tage. Wie die Alten aus den Knochen des Fels, obgleich er keine schöne Stimme hat, die schönsten Töne machten, so hören wir Sirenenklänge aus verschollenen Tiefen, aus Unkenntnissen, aus verschütteten Seen. So entdeckte vor einem Decennium im südlichen Theile von Schleswig

ein Arbeiter in einem Torfmoore, der mit dem Spaten auf einen harten Gegenstand stieß, einen aus Baumzweigen geflochtenen Sarg. Der todte Keck, der mit Hinterlassung einiger Knochen darin gelegen, hatte zu seinem letzten Gange ein so vollständiges, dem Zahn der Zeit widerstehendes Costüm gewählt, daß fast alle Attribute seiner Toilette noch deutlich waren. Der alte Held, über dessen Mausoleum mit den Jahrtausenden, die darüber hingegangen, ganze Schichten von Torf sich abgelagert, hatte schon längst den größeren Theil seiner Gebeine abgelegt und sie dem Schooß der Erde wiedergegeben; vielleicht brennen sie jetzt in blauen Kohlenflammen lustig in einem Kamine, und die elegante Dame die davor sitzt ahnt nicht, daß hier die sterbliche Hülle eines großen Håupflings in Flammen aufgeht!

Was war nun das Gala- und Sterbekleid unseres heimgegangenen Grundbesizers? Es bestand aus einem wollenen weiten Hemde, einfach und praktisch nach Art der Pleuren, natürlich ohne Manschetten, diesem Attribut einer weit späteren verweidlichten Zeit, und einem Schurz nach Art des schottischen Kilt, wie ihn noch heute die Landsleute Walter Scott's tragen. Was dem Todten das Liebste war, hatte man ihm nach alter Sitte ins Grab gelegt. Da lag der Gefährte und Vollstrecker seiner Thaten, das starke mächtige Schwert, ein kleines Taschenmesser daneben, ein Trinkhorn und ein sehr zweckmäßiger Kamm. Gleich den Montirungsgegenständen der homerischen Helben waren aber sämtliche Waffen und Geråthe nicht aus Eisen, sondern aus Bronze, einer Verbindung von Zinn und Kupfer; ein solcher Erzvater konnte nur Waffen von Erz tragen. Dem großen Todten, der aus einer untergegangenen Welt eine neue wieder begründete, ward eine besondere, bisher unbesetzte Rolle im Kopenhagener Museum eingeräumt, und er selbst erhielt den martialisch klingenden Namen, der „Bronzemann“, nicht zu verwechseln mit den kleinen Bronzefiguren, wie sie die Schreibrische der Damen zieren. Seit dieser Zeit ist der arme Bronzemann in seinem Sarkophage zwar von der Last des Torfes befreit, aber er ist nicht in ein besseres Leben übergegangen. Mit welchen Empfindungen mag er die neugierigen Beschauer in Trac und Crinoline betrachten, die alle mit Fingern auf ihn weisen und spöttische Bemerkungen über seine Toilette machen! Soll man nicht das salische Gesetz preisen, das Diebstahl für infam erklärte, die die Ruhe der Todten störten und die Leichname ausgruben? Aber leider zwingt uns die Wissenschaft, in die Fußstapfen der Hyäne zu treten, und die in Dunkel gehüllte Entstehungsgeschichte unseres Planeten wird um so klarer werden, je mehr Gråber wir aufdecken, je thätiger der Spaten ist. Die Geschichte ist nichts, als der Urtheilspruch einer Jury von Todtenbeschauern, die immer einseitig vollen werden, je mehr Produkte der Verwesung an das Licht des Tages gefördert werden, und zu ihren werthvollsten, aber noch am wenigsten erforschten Urkunden gehören die Torfmoore. Menschen müssen hier einst ihr Domicil gehabt haben, man findet Schmuckstücken, Waffen, Gewebe, Geråthe von Horn und Holz, Getreide, Baumfrüchte: ein verhöhetes Pompeji. Der Archivarath Lisch in Schwerin, der Conservator der dortigen Kunstdenkmåler, hat aus der Tiefe der Torflager zwischen Sumpf und Schlamm die seltensten Schätze ausgegraben lassen, ein Museum mit ihnen gefüllt, diese Sammlung selbst in einem sehr interessanten Werke beschrieben, nichts als mecklenburgische Alterthümer. Aber fragte man, aus welcher Zeit stammen diese wunderbaren Dinge, wann lebten ihre Verfertiger? so konnte Niemand eine Antwort geben; die Sammlung war da, aber man wußte nicht woher sie kam. Nur schweigend findet man Schätze; der Schatz war gehoben, aber wer hatte ihn hier zurückgelassen? Alle unsere historischen Ueberlieferungen, soweit sie den Boden betreffen, auf dem Deutsche oder Slaven wohnten, erzählen, daß ihre Waffen und Geråthe, ihre schneidenden Werkzeuge, wie noch heute, aus Eisen waren; hier ist aber alles aus Bronze oder Stein gefertigt, das Eisen muß also diesen Colonisten noch nicht bekannt gewesen sein, und eine Zeit taucht vor unseren Augen auf, die weit älter ist als diejenige, von der unsere historischen Urkunden sprechen. Diese Beobachtungen dienen nur dazu, den Schleier immer dichter zu machen. Aengstliche Seelen empfanden ein Grauen, daß hier Menschen existirt haben, die mit Haut und Haaren spurlos verschwunden sind. Der berühmte Naturforscher Prof. Hurley in London erinnerte unglücklichweise zu jener Zeit an das Beispiel der Fidshi-Inulaner. „Der Cannibalismus,“ sagt Hurley, „hat wahrscheinlich in alter Vorzeit überall in Blüthe gestanden; denn der erste natürliche Trieb des Menschen ist nicht, seinen Nebenmenschen zu lieben, sondern ihn — zu essen!“ Sollte der so bewunderte Bronzemann in Schleswig derjenige gewesen sein, der alle seine Mitbrüder an der nordischen Küste verschlungen hat?

Glücklicherweise brauchen wir nicht zu diesen Hypothesen zu greifen, die Ehre des letzten der Mohikaner ist gerettet! Der wunderbaren Entdeckung des Prof. Keller in Zürich schulden wir es, daß endlich Klarheit in diese Räthsel gekommen ist. Schon zwei Jahre früher, als unser Bronzemann von den Todten auferstand, im Winter des Jahres 1854, als die Gewässer der Schweiz durch Dürre und Frost so tief sanken, wie vorher seit Jahrhunderten nicht, als die Anwohner des Züricher Sees bei Weilen diesen günstigen Umstand benutzen wollten, um dem trockenen Ufer durch Eindämmung Land abzugewinnen, entdeckte Keller hier, „daß in frühesten Zeit Gruppen von Familien am Rande der schweizerischen Seen Hütten bewohnten, die sie nicht auf trockenem Boden, sondern an seichten Uferstellen auf Pfahlwerk errichtet hatten, und daß diese Wasserbauten durch Feuer zerstört wurden.“ Das Ei des Columbus war gefunden, aber die Natur mußte der Wissenschaft zu Hilfe kommen. Die heißen Sommer der Jahre 1857 und 1858 waren nöthig, um durch das Sinken der Gewässer die gesunde Spur mehr und mehr ergiebig zu machen. Geologische Untersuchungen führten bald immer an die richtige Quelle, an zahlreichen Orten fand man Pfahlanstiedelungen, die eine unglückliche Menge von verunkunnten Alterthümern aus den ehemaligen Wohnungen lieferten, immer mehr wuchs die Theilnahme und der Eifer, so daß bis heute in der Schweiz zwei hundert dieser Pfahlbåuser entdeckt sind, die vorherrschend der Steinperiode angehören, die mit unserer eisernen Zeit nichts mehr zu schaffen haben, und weit über unsere Zeitrechnung hinaus liegen. Aber nicht nur an den Ufern der zahlreichen Schweizer Seen fand man verunkunnte Pfahlwohnungen, sondern auch tief in den Torfmooren, welche einst jenseits aller chronologischen Bestimmungen große Wasserbecken waren. Dieser merkwürdige Fund brachte alle gebildeten Besizer von Torfstichen in Aufregung, und da Norddeutschland an antiquarischen Bildungen vom Torf eben so reich, wie an gebildeten Antiquaren, so machte man unter der Leitung des bereits erwähnten Archivarath Lisch in der Nähe von Wismar in Mecklenburg culturhistorische Spatenstiche, deren Ergebnisse, da man die gleichen Einrichtungen, die gleichen Geråthschaften vorfand, es vollständig außer Zweifel setzen, daß ein und dasselbe Volk von

Pfahlbewohnern die ersten menschlichen Ansiedler waren auf der großen Länderstrecke von den rheinischen Alpen bis zur Dnieu. Unsere ältesten Vorfahren auf deutschem Boden waren Pfahlbürger und das deutsche Pfahlbürgertum ist mehr als historisch. Ein Dichter, der das Talent hat, ein Volk in seiner Ursprünglichkeit zu schildern, einen naturwüchsigen Roman zu schreiben, der wallfahrtet nach diesem deutschen Pompeji. Nicht Dorfgeschichten, sondern Dorfgeschichten sind die ersten Idyllen der Völker. [1509]

### Nationale Vorurtheile.

(Von unserem Pariser Correspondenten.)

Deutsche, Engländer und Franzosen, die drei Völker, welche in Europa an der Spitze des Culturlebens stehen, haben sich von jeher über einander lustig gemacht und verfolgten sich noch heute mit harmlosen und zuweilen ernstigen Spötteleien. Die Vorstellungen, welche sich die Engländer über uns selbst und über die Franzosen machen, sind nicht ganz frei von unartigem Hochmuth: ich übergehe dieselben, denn ich habe es hier nicht mit den Engländern zu thun; die der Franzosen dagegen zeugen von einer eben so liebenswürdigen als rührenden Unkenntniß der Dinge, die außerhalb der Grenzen des „schönen Frankreichs“ liegen. Es gibt ein französisches Sprichwort: „Französisch muß man sprechen zu Männern, Italienisch zu Frauen, Englisch zu Vögeln und Deutsch zu — Pferden.“ Das Schlimme bei dieser geistreichen Behauptung ist nur, daß, zwanzig gegen eins, der Erfinder derselben von den genannten vier Sprachen wahrscheinlich nur eine verstanden hat: nämlich die französische. Die Begriffe der Franzosen von den Leuten, welche sich jener Sprachen zum Ausdruck ihrer Gedanken bedienen, sind ungefähr von gleicher Stärke. Der Engländer ist ihnen immer der lange steifeleiene Gefelle, schweigsam, unhöflich und anmaßend in seinem Auftreten (trägt einen gewürfelten Shawl und hat den Hut im Nacken sitzen), während ihnen die Engländerin stets die schmachthafte Miß, mit wasserblauen Augen, hochblonden Fortzieherlocken und vorstehenden Oberzähnen ist. Bei ihren Vorstellungen über uns Deutsche spielen die Hauptrolle deutsche Gelehrsamkeit und Philosophie, vor deren unergründlicher Tiefe jeder Franzose, ich möchte sagen einen angeborenen Respekt hat. Mit Ausnahme der vornehmen Klassen, welche allein auf Reisen gehen, denkt sich darum jeder ächte Franzose Deutschland zwar als ein Land von kaltem Klima und mit großen Wäldern bedeckt, in dem aber doch an jedem Baume ein erster Mann stünde, den Finger an die Stirn gelegt und in tiefe Meditationen à la Socrates versunken, natürlich mit einer langen Pfeife im Munde und sich hauptsächlich von Sauerkraut und Bier nährend. Die große Anzahl der in Frankreich wohnenden Deutschen leidet Geschlechter, welche meist durch redliche Arbeit ihren Unterhalt erwerben, hat die Franzosen ferner zu dem Glauben verleitet, unser Vaterland müsse ein armes Land sein, nicht im Stande, seine Bevölkerung zu ernähren, und diese sei daher genöthigt, als höhere Savoyarden in die Fremde zu wandern, um durch allerlei Künste und Fertigkeiten ihr Brod zu verdienen. Ihre Kenntniß der deutschen Frauen endlich beschränkt sich darauf, daß denselben „valtzer“ (Walzer tanzen) über Leib und Leben, über Alles auf der Welt gehe.

So die Franzosen über uns, und wir mögen wol über die Naivität dieser Anschauungen lachen. Aber wir, das Volk von Denkern, wenn wir auch mehr als irgend ein anderes die Gabe besitzen, einer fremden Nationalität gerecht zu werden: sind wir darum ganz frei von vorgefaßten Meinungen? Keineswegs. Bevor wir die Franzosen aus eigener Anschauung in ihrem eigenen Lande kennen lernen, pflegen wir sie nach ihrer Literatur zu beurtheilen, und nach den Proben, die wir von ihnen in unserer Heimat finden, sind wir nur zu geneigt, sie uns zu denken als eine Nation von Sprachlehrern, Tanzmeistern, Friseurern, Köchen und Kammerzofen. Jene Glückritter und deren Fräulein, welche im Sommer die rheinischen Bäder besuchen, erwecken nur zu leicht die Vorstellung, als ob ein jeder Franzose mehr oder minder ein Windbeutel à la Nicant de la Marinière und jede Französin ein vergnügungs- und puzsüchtiges Geschöpf sei à la Baronin Senlis aus der Romanwelt des jüngeren Dumas. Und ganz besonders sind wir im Voraus überzeugt, daß nach Allem, was wir von französischen Stücken gesehen und von französischen Büchern gelesen haben, im heutigen Frankreich weder Zucht noch Sitte zu finden, daß durch alle Stände die Bande der Familie und des Hauses so gut wie gelöst seien, daß... Aber um Verzeihung, wenn wir diesen Gedankengang unterbrechen und was Maria Stuart von sich sagte, mit einer leichten Veränderung die Franzosen von sich sagen lassen: „Wir sind besser, als unsere Literatur.“ Was ferner das Urtheil über die Franzosen aus eigener Anschauung betrifft, ist genügt dazu ein Aufenthalt von zwei bis drei Wochen auf dem Pariser Pflaster keineswegs, wenn gleich der Fremde alle Morgen schon um neun Uhr sein Hotel verlassen, alle Tage in einem anderen Restaurant gespeist, alle Abende in einem anderen Theater zugebracht und jede Nacht erst um ein Uhr todmüde sein Lager aufgesucht hat. Was er auf diese Weise gesehen, ist weder französisches noch pariser Leben. Es ist der bunte Teppich, welchen die speculative Industrie den unzählbar hier zusammen strömenden Fremden unter die Füße breitet, damit ihr Geld in recht raschem Fluß kommt, es ist der Schaum, um nicht zu sagen Abschaum, der, von einer reinen Masse sich loslösend, an deren Oberfläche treibt und den Blick in die Tiefe verhindert; es ist endlich der Charakter der Weltstadt Paris, nicht der von Paris, Hauptstadt von Frankreich, und noch viel weniger ist es der Charakter des Landes. Um diesen kennen zu lernen, genügt es auch nicht, sich in die Salons der vornehmen Kreise von Paris einzuführen. Denn die Salons sind dasjenige, was in Paris nicht viel anders aussehen wird, als es in Berlin, Wien und St. Petersburg aussieht. Das eigenartige, das „intime Leben“ möchten wir es nennen, welches jeder Stadt erst ihren besonderen Charakter verleiht, ist dasjenige der bürgerlichen Kreise. Diese Kreise sind es, welche auch in Paris noch ganz oder zum Theil ihre Physiognomien von ehedem bewahrt haben, deren Treiben aber, obwohl es reich an originellen Zügen ist, von Fremden noch so gut wie gar nicht beobachtet worden ist. Denn allerdings, man kann die Bekanntschaft dieser großen und mächtigen Gesellschaftsklasse nicht im Vorübergehen machen, und ein Empfehlungsschreiben pflegt auch nicht das Mittel zu sein, um sich bei ihnen einzuführen. Mit ihnen zu leben: das ist das ganze Geheimniß, und da der Verfasser dieser Plaudereien Jahre lang gerade in diesen so wenig gekannten und so schätzenswerthen Kreisen der Hauptstadt von Frankreich verkehrt hat, so glaubt er auf das Interesse der Leser rechnen zu dürfen, wenn er ihnen in einer der nächsten Nummern dieses Blattes Bilder vorzuführen verspricht aus der pariser bürgerlichen Gesellschaft — wie sie ist! [1524]

C. F. Lespoir.



### An die Erinnerung.

Ein Hymnus Dir, Erinnerung,  
Du Gottgeschenk, Du Trösterin!  
Das matte Herz wird wieder jung,  
Gibst es sich Deinem Zauber hin.  
Der Schmerz, der einst mit Sturmgewalt  
Uns hielt gefesselt und gebannt,  
Trägt eine rührende Gestalt,  
Nahet er sich uns an Deiner Hand.

Doch lauter tönt Dein Wiederhall,  
Erzählst Du von vergangnem Glück;  
Des Lebens goldne Stunden all'  
Bringst in Verklärung Du zurück.  
Voll Schonung hältst Du freundlich fern  
Was uns die holde Zeit getrübt,  
Und zeigst, gleich einem lichten Stern,  
Uns schattenlos, was wir geliebt!

Gar manches Herz, vom Scheiden schwer,  
Wol über Land und Strom Du trägst,  
Es gibt ja keine Trennung mehr,  
Wo Du demantne Brücken schlägst!  
Die Todten läßt Du auferstehn,  
Dem, der sie in sein Herz begräbt,  
Und schafft ein selig Wiedersehn,  
Wo Alles, was gewesen, lebt!

Täuscht uns das Leben hundert Mal,  
Zerstört es wol den Jugenmuth,  
Doch nicht der Jugend Ideal,  
Denn das hältst Du in treuer Hut!  
Gar manchmal, wenn uns Schuld und  
Schmerz

Bis an den Abgrund hat geführt,  
Erwacht das alte Kinderherz,  
Von Deiner heil'gen Hand berührt.

Selbst Dem, der seinen Gott verlor,  
Dem aller Glaube ist verweht,  
Hauchst Du zur rechten Zeit in's Ohr  
Ein lang vergessenes Gebet!  
Gleich einem Schutzgeist, treu und lind,  
Gibst Du uns liebend das Geleit —  
Erinnerung, Du Himmelskind,  
Du Unterpfand der Ewigkeit!

[1491]

Amélie Godin.



Erinnerung. „Die Todten läßt Du auferstehn,  
Dem, der sie in sein Herz begräbt,“  
„Und schafft ein selig Wiedersehn,  
Wo Alles, was gewesen, lebt!“

### Fatal!

#### VI. Meine Leiden auf einer Landpartie.

Von J. Trojan.

Nein, meine Herren! pflegte der Doctor Sauerwein auszurufen, wenn die Rede auf Landpartien kam — nein! über diese Vergnügungen bin ich hinaus für immer. Ich weiß ja nicht, meine Herren, was Sie unter Landpartien verstehen: meinen Sie aber einen Ausflug in Begleitung von Damen per Wagen oder Eisenbahn, an welchen sich ein Spaziergang in einen Forst oder in eine Haide, meinestwegen mit Feueranmachen und Kaffeetocher anschließt, dann muß ich gestehen, daß derartige Vergnügungen sich für Leute von meinem Naturell durchaus nicht eignen.

Es liegt an mir, ich weiß es. Mir fehlt vor Allem die notwendige Geistesgegenwart, Besonnenheit und Erfindungsgabe.

Was soll z. B. geschehen, wenn der rechte Schuh einer jungen Dame in einer morastigen Stelle des Weges stecken geblieben und versunken ist? Die junge Dame steht nun auf dem linken Fuße. Lange kann sie so nicht stehen, also sagen sie mir schnell: was soll geschehen? Sie wissen es nicht? natürlich! Ich habe diese Frage Leuten vorgelegt, die durchaus nicht auf den Kopf gefallen waren und habe doch keine einzige befriedigende Antwort darauf erhalten. Der Eine wollte einen Nothschuh aus Baumrinde zimmern, ein Zweiter schlug eine Tragbahre von jungen Baumstämmen vor, ein Dritter meinte, man müsse für solche Fälle auf jeder Landpartie einen eleganten zweirädrigen Karren mit sich führen. Ein grauamrer Barbar endlich — ich verschweige seinen Namen, obgleich er es verdient, daß ich ihn an den Pranger stelle — gab den Rath, man solle die junge Dame stehen lassen und ruhig weiter gehen, sie werde schon von selber nachgehülft kommen!

Ist Ihnen das noch nicht genug? Gut! so will ich Ihnen die Geschichte meiner letzten Landpartie erzählen.

Ich machte diese Landpartie mit der lebenswürdigen Familie Krusius. Da war also der Steuerrath Krusius, seine Frau, die beiden Töchter, Minna und Elvira, und die Tante Sophie. Dazu kam Herr Knoppermann vom Gericht, ein alter Hausfreund, und der junge Nathanael Semmlin, ein Studiosus der Theologie und an die Familie empfohlen. Der achte war ich und der neunte — doch halt! Der fand sich erst unterwegs ein. Es war beschlossen, mit der Bahn bis zur Station Dingelsfeld zu fahren, hinter welcher sich eine sehr romantische Wald-, Sand- und Moorgegend ausbreiten sollte.

Wir nahmen im blauen Löwen ein ländliches Mahl ein und nachdem dann auch der Kaffee vorüber war und der Steuerrath sein Mittagsschlächchen absolviert hatte, wurde der übliche Spaziergang „in die Fichten“ angetreten. In den Fichten war es, wie es dort häufig zu sein pflegt, sehr romantisch, sehr heiß und sehr belebt von ausgezeichnet großen Ameisen. Als wir nun ein Stück gegangen waren und um eine Waldecke bogen, bot sich uns ein eigentümliches Schauspiel dar. Am Waldesaume stand eine große Kiefer und unter der Kiefer stand ein Invalide, augenscheinlich seines Zeichens ein

Feldhüter, während ein großer Hund mit wüthendem Gebell um den Baum herumsprang. Oben aber auf einem Aste des Baumes saß ein junger Mann, der eine grüne Pflanzenkapsel an einem Riemen über der Schulter trug und zwischen dem jungen

nigste Feldhüter auf die Dauer nicht widerstehen, und so kam es denn, daß der Alte, nachdem er noch dem Botaniker mit dem Wiedertreffen „draußen im Freien“ gedroht hatte, mit seinem Hunde den Rückzug antrat. Als die beiden alten Herren die



Erinnerung. „Die Todten läßt Du auferstehn,  
Dem, der sie in sein Herz begräbt,“  
„Und schafft ein selig Wiedersehn,  
Wo Alles, was gewesen, lebt!“

Act der Menschlichkeit vollzogen hatten, suchten sie den Naturforscher herunterzusteigen und sich der Gesellschaft anzuschließen. Den jungen Damen schien der Zuwachs zu unsrer Gesellschaft nicht unlieb zu sein. Im Umsehn waren sie schon mit dem Botaniker in einem eifrigen Gespräche über die einheimische Flora begriffen, wobei ich den Verdacht nicht unterdrücken konnte, daß ein großer Theil der lateinischen Pflanzennamen, welche er den jungen Damen aufzählte, vollständig ausgedacht und erlogen war.

Ich ging an der Seite der Tante Sophie, welche mir erzählte, daß sie einmal einer ähnlichen Gegend und an einem ähnlichen Tage Gott weiß was erlebt habe. Ich war viel zu ärgerlich, um ordentlich hinzuhören. Zu großer Freude gereichte es mir, als der Steuerrath den Vorschlag machte, zu einem hübschen Punkte niederzulassen, um einen Imbiß zu nehmen. „Unser nem Freund,“ sagte er, „wird sicherlich in der Nähe einen dazu passenden Ort wissen.“ Da hätten Sie sehen sollen, wie die Augen des jungen Mannes aufleuchteten und mit welcher Eifertigkeit er uns nach einem geeigneten Plätzchen hinführte.

Nachdem auf Wunsch der Damen eine genaue Inspection des Terrains vorgenommen war und dasselbe sich als ziemlich ammenfrei und spinnenreicher erwiesen hatte, begaben wir uns ins Grüne und begannen die mitgenommenen Vorräthe auszupacken. Der Plätzchen war allerdings recht artig auf einem Hügel am Rande des Waldes gelegen. Wir uns öffnete sich ein kleines Thal, in welchem mehrere Bürgerfamilien, die gleich uns in der Bahn gekommen waren, sich an Ringelspiel, Tanz und anderen köstlichen Vergnügungen erfreuten. Der Anblick war allezeit. Munteres Gelächter und Gesangeschalle zu uns herauf. Wir unfererseits waren auch in der besten Stimmung. Die Tante Sophie ging von Hand zu Hand und der Botaniker sprach unsern kalten Braten und unserm Weine mit einem Appetit zu, der seinen Grundsätzen in Bezug auf das Annehmen von Geld und in Anbetracht, daß die Jahreszeit reife Brombeeren und Haselnüsse noch nicht darbot, nichts Erstaunliches hatte. Der Jubel erreichte den höchsten Grad, als der Steuerrath mit dem alten Knoppermann und dem Botaniker ein Lied anstimmte

in welchem zum großen Verdruß des Theologen das Räuberlied als die einzig passende Beschäftigung für lebenslustige und patriotisch gesinnte Leute nach allen Richtungen hin gepriesen wurde.

Ein Stündchen mochten wir so in der besten Laune zugebracht haben, als der Steuerrath bemerkte, daß es nun wol an die Zeit sei, nach Dingelsfeld zurückzukehren, wenn wir nicht den Abendzug versäumen wollten. „Ich möchte Ihnen,“ sagte der Botaniker, „einen andern Vorschlag machen. Es führt von hier aus ein sehr romantischer Weg über Rukufsweller und Amshagen nach der Bahnstation...“

„Ich fürchte nur,“ fiel ihm der Steuerrath in's Wort, „wird zu weit sein.“

„Durchaus nicht,“ entgegnete unser Gast. „Warten Sie bis Rukufsweller haben wir 20 Minuten, von da bis Amshagen höchstens 15 und von Amshagen nach Dingelsfeld wieder 20. Das macht zusammen noch keine Stunde.“

„Wissen Sie aber auch den Weg genau?“ fragte der Steuerrath.

„Ich?“ fragte der Botaniker, „ich? fünf Meilen im Umkreise will ich hier jeden Vogel, der sich etwa versloggen hat, fangen, sein Nest ist. Wenn Sie es verlangen, will ich Ihnen einen Adresskalender der in hiesiger Gegend sesshaften Eichhörchen schreiben.“

Die Damen stimmten sämmtlich für „romantischen“ Weg und so brachen wir auf, voran der Botaniker mit sich den jungen Mädchen.

Es scheint mir nun, daß über dasjenige was romantisch zu nennen ist, sehr verschiedene Ansichten unter den Leuten existiren müßten. Wenn es zum Romantischen gehört, öde, unbequem und gefährlich zu sein, so war der Weg den wir nunmehr machten, in der That sehr romantisch. Ich erwähne nur, daß wir noch einander ein Wildgatter, zwei Schluchter, ein stegloses Bach — den die Damen auf hineinlegten Steinen überqueren mußten — und einen Bruchader zu passiren hatten. Eine Stunde waren wir so fortgegangen, da einem menschlichen Wesen zu begegnen, es fing bereits an dunkel zu werden. Da der Steuerrath nach der Uhr und sich zu unserm Führer wendend, bemerkte er: „Es scheint mir mein Freund, als müßten wir doch schon lange über Rukufsweller wenigstens hinweg sein.“

„Es ist mir auch,“ entgegnete der Angedete, „unbegreiflich, daß wir noch nicht die Ziele sind; indessen bin ich überzeugt davon, daß wir an der nächsten Ecke den Kirchturm von Rukufsweller erblicken werden.“

Wir waren über die nächste Ecke hinaus, aber nichts, in einer menschlichen Behausung ähnlich sah, ließ sich entdecken. Das Terrain fing an unheimlich zu werden. Die Bäume wurden feltener und kleiner und endlich breitete sich vor uns eine spärlichem Gestrüpp bedeckte Ebene aus, über der ein höchst dächtiger Nebel lag.

Da bemerkte ich plötzlich, daß der Boden unter meinen Füßen zitterte und schwankte. Ich hatte das Gefühl, als ob ich Gunmi oder Guttapercha träte. In demselben Augenblicke mochten die Anderen die gleiche Wahrnehmung machen. Wir blieben sämmtlich stehen und sahen den Botaniker fragend an. „Ich fürchte,“ begann derselbe ziemlich kleinlaut, „daß



das hundert Brombeeren oder Haselnüsse, die man freijähweg vom Busche verzehrt, auch nur einen Pfennig bezahlt?“

Unterdessen waren wir näher getreten und erkundigten uns, bei dem Alten, um was es sich handle. Er erzählte uns, daß er den Botaniker auf der an das Gehölz stoßenden Wiese, welche zu betreten streng verboten sei, betroffen habe. Als der junge Mann seiner anichtig wurde sei er ausgerissen und habe sich auf diese Kiefer geschlüchtet. Jetzt solle er entweder festgenommen werden oder fünfzehn Groschen Strafgeld erlegen.

Wer weiß, wie lange der Botaniker noch oben hätte sitzen müssen, wenn nicht der Steuerrath und der alte Knoppermann den Invaliden vorgenommen und ein vernünftiges Wort mit ihm gesprochen hätten. Einem vernünftigen Worte, wenn es durch Geld und Cigarren unterstützt wird, kann auch der zor-

in welchem zum großen Verdruß des Theologen das Räuberlied als die einzig passende Beschäftigung für lebenslustige und patriotisch gesinnte Leute nach allen Richtungen hin gepriesen wurde.

Ein Stündchen mochten wir so in der besten Laune zugebracht haben, als der Steuerrath bemerkte, daß es nun wol an die Zeit sei, nach Dingelsfeld zurückzukehren, wenn wir nicht den Abendzug versäumen wollten. „Ich möchte Ihnen,“ sagte der Botaniker, „einen andern Vorschlag machen. Es führt von hier aus ein sehr romantischer Weg über Rukufsweller und Amshagen nach der Bahnstation...“

„Ich fürchte nur,“ fiel ihm der Steuerrath in's Wort, „wird zu weit sein.“

„Durchaus nicht,“ entgegnete unser Gast. „Warten Sie bis Rukufsweller haben wir 20 Minuten, von da bis Amshagen höchstens 15 und von Amshagen nach Dingelsfeld wieder 20. Das macht zusammen noch keine Stunde.“

„Wissen Sie aber auch den Weg genau?“ fragte der Steuerrath.

„Ich?“ fragte der Botaniker, „ich? fünf Meilen im Umkreise will ich hier jeden Vogel, der sich etwa versloggen hat, fangen, sein Nest ist. Wenn Sie es verlangen, will ich Ihnen einen Adresskalender der in hiesiger Gegend sesshaften Eichhörchen schreiben.“

Die Damen stimmten sämmtlich für „romantischen“ Weg und so brachen wir auf, voran der Botaniker mit sich den jungen Mädchen.

Es scheint mir nun, daß über dasjenige was romantisch zu nennen ist, sehr verschiedene Ansichten unter den Leuten existiren müßten. Wenn es zum Romantischen gehört, öde, unbequem und gefährlich zu sein, so war der Weg den wir nunmehr machten, in der That sehr romantisch. Ich erwähne nur, daß wir noch einander ein Wildgatter, zwei Schluchter, ein stegloses Bach — den die Damen auf hineinlegten Steinen überqueren mußten — und einen Bruchader zu passiren hatten. Eine Stunde waren wir so fortgegangen, da einem menschlichen Wesen zu begegnen, es fing bereits an dunkel zu werden. Da der Steuerrath nach der Uhr und sich zu unserm Führer wendend, bemerkte er: „Es scheint mir mein Freund, als müßten wir doch schon lange über Rukufsweller wenigstens hinweg sein.“

„Es ist mir auch,“ entgegnete der Angedete, „unbegreiflich, daß wir noch nicht die Ziele sind; indessen bin ich überzeugt davon, daß wir an der nächsten Ecke den Kirchturm von Rukufsweller erblicken werden.“

Wir waren über die nächste Ecke hinaus, aber nichts, in einer menschlichen Behausung ähnlich sah, ließ sich entdecken. Das Terrain fing an unheimlich zu werden. Die Bäume wurden feltener und kleiner und endlich breitete sich vor uns eine spärlichem Gestrüpp bedeckte Ebene aus, über der ein höchst dächtiger Nebel lag.

Da bemerkte ich plötzlich, daß der Boden unter meinen Füßen zitterte und schwankte. Ich hatte das Gefühl, als ob ich Gunmi oder Guttapercha träte. In demselben Augenblicke mochten die Anderen die gleiche Wahrnehmung machen. Wir blieben sämmtlich stehen und sahen den Botaniker fragend an. „Ich fürchte,“ begann derselbe ziemlich kleinlaut, „daß



ans etwas mehr rechts hätten halten sollen. Wir sind hier in ein kleines Luch oder Dorfmoor gerathen. Der nächste Weg würde nun allerdings quer durch das Luch führen und so lange wir uns nur in der Nähe der kleinen Gebüsche halten, ist meiner Ansicht nach die Gefahr des Versinkens eine sehr geringe. Besonders finster wird es nicht werden, da wir einerseits Mondschein haben, andererseits auch halb die Irrlichter aufgehen müssen.

Das war uns zu stark. Den Damen kam das Weinen nahe und wir allgemammt erklärten, daß wir lieber die Nacht unter freiem Himmel zubringen, als noch einen Schritt weiter in den abscheulichen Sumpf wagen wollten. „Gut,“ sagte der Botaniker, „dann ist es das Beste, daß wir rechts abbiegen.“

Was war zu thun? Nach kurzer Berathung brachen wir rechts ab, obgleich dort ein eigentlicher Weg nicht vorhanden war. Nachdem wir uns eine tüchtige Strecke durch Dickicht und Dornen durchgeschlagen hatten, bemerkten wir in unserer Nähe Gebäude. Es wurde ausgemacht, daß die Gesellschaft, wo sie eben stand, warten sollte; ich aber und der Botaniker, wir sollten versuchen, eines Menschen habhaft zu werden, der uns zurecht wiese. Geht, gethan! Wir näherten uns den Häusern und gelangten an einen kleinen Gartenzaun, den wir überstiegen. Wir riefen zu wiederholten Malen, ohne Antwort zu erhalten. Wir gingen weiter. Ich ging voran, dem Hause zu, während mein Begleiter um ein Weniges zurückblieb. Plötzlich hörte ich, wie er einen Freudenruf ausstieß. „Was haben Sie?“ fragte ich. „Stachelbeeren!“ antwortete er. „Kommen Sie! Hier sind genug für uns Beide.“

„Ei, zum —“ wollte ich ausrufen, in demselben Augenblicke aber fühlte ich, daß etwas über meinem rechten Fuße zusammenschnappte und daß derselbe auf höchst schmerzhafter Weise eingeklemmt war. Auf mein Geschrei sprang der Botaniker hinter dem Busch hervor. „Kommen Sie! helfen Sie mir!“ rief ich. „Ich bin im Fuchseisen gefangen!“

Auf mein Geschrei erschien an den Fenstern des Hauses Licht; wir hörten Stimmen, Hundegebell und alsbald näherte sich mir vom Hause her ein Trupp Menschen. Voran schritt ein grimmig aussehender Mann, der in der einen Hand eine Laterne und in der andern eine Flinte trug. Ihm folgte eine Anzahl von Knechten, welche mit Heugabeln, Ästen, Zaunlatten und anderen lebensgefährlichen Werkzeugen bewaffnet waren. „Hurrah!“ rief der Grimmige, indem er mir seine Laterne vors Gesicht hielt, „da haben wir endlich den Spitzbuben gefangen!“

„Hurrah!“ riefen die Andern und schwenkten ihre Waffen. Ich hatte nun bald heraus, daß man auf einen Obst- oder Blumenlieb gefahren hatte und daß für diesen das Fuchseisen, in welchem ich sesshaft, bestimmt gewesen war. Natürlich hielt man mich für den Betreffenden und augenscheinlich sollte an mir Lynchjustiz geübt werden. Ich wäre verloren gewesen, wenn nicht im rechten Augenblicke die Gesellschaft erschienen wäre und sich ins Mittel gelegt hätte. Es war aber schwer, dem Grimmigen begreiflich zu machen, daß ich nicht der Spitzbube sei und daß ich seinen Garten nur betreten habe, um mich nach der Lage von Kufuksweller zu erkundigen. Er behauptete, das sei eine leere Ausrede und es gäbe überhaupt keinen Ort Namens Kufuksweller. Nur auf flehentliches Bitten der Damen entschloß er sich dazu, meinen Fuß aus dem Eisen zu lösen. Als er zu diesem Behuf den Boden beleuchtete, fielen seine Blicke auf ein in der Nähe befindliches Nesselbeet, welches arg zertreten und verwüstet war. Ohne Zweifel rührte diese Verwüstung von dem Botaniker her, welcher inzwischen die Flucht ergriffen haben mußte, denn wir sahen uns vergeblich nach ihm um. Meine Vermuthung, daß er während der ganzen Dauer der Verhandlungen hinter den Stachelbeeren steckte, hat sich nachher bestätigt. Was halfs, daß ich meine Unschuld behauptete! Der Grimmige erlöste mich nicht eher aus dem Eisen, als bis ich den ganzen Schaden, den er in der Geschwindigkeit auf zwei Thaler und fünfundsanzig Groschen abschätzte, bezahlt hatte. Unter

Schimpfreden und Hohngeächter wurden wir dann aus dem Garten hinausgeführt. Kaum erreichten wir es, daß uns der Weg nach dem nächsten Wirthshause gezeigt wurde. Eben hatten wir den ungaslichen Ort verlassen, als der Mond sich mit Wolken bezog und es anfang zu regnen. Das fehlte noch zu unserem Unglück! Schrecklich tönte durch die Stille der Nacht das Jammern und Klagen der Damen. Der Regen wurde stärker und schon ganz durchnäßt waren wir, als wir in dem bezeichneten Wirthshause, einer elenden Fuhrmannschenke, anlangten.

Da saßen wir nun, eine verunglückte Landpartie, in der niedrigen, dumpfigen Gaststube. „Herr Gott! wo ist Knoppermann?“ rief plötzlich der Steuerrath. Es wurde im Hause nach ihm gesucht, er war nicht zu finden. Nun fiel es uns allen



ein, daß wir ihn schon seit längerer Zeit nicht mehr unter uns bemerkt hatten. „Wo kann er nur geblieben sein?“ sagte der Steuerrath. „Das will ich Euch sagen,“ erklang aus dem Hintergrunde die harte Stimme der Tante, „er wird mit dem Kopfe nach unten im Sumpfe stecken.“

„Ich wollte es nicht zuerst aussprechen,“ nahm die Steuerrathin das Wort, „aber ich fürchte sehr, daß er in der That verfunken ist.“

Kaum hatte sie das gesagt, als die Tante, welche vermuthlich noch Absichten auf Knoppermann hatte, in lautes Weinen ausbrach. „D, es ist entsetzlich!“ jammerten die jungen Damen. „D, Sie Unglücksvogel!“ rief der Steuerrath, indem er auf den Botaniker zutrat und ihn an den Schultern faßte, „was haben Sie angerichtet! Schaffen Sie uns Knoppermann wieder! Sagen Sie uns, was wir thun sollen.“

Es wurde beschloffen, das Moor mit Laternen zu durch-

suchen und die Expedition sollte eben ins Werk gesetzt werden, als die Thür sich öffnete und der Vermißte eintrat, oder vielmehr von einem alten Reifigweiblein, welches hinter ihm kam, in die Stube geschoben wurde. Er war ein Bild des Jammers, ohne Hut, ohne Stock, vom Regen durchnäßt, von Dornen zerzaust, über und über mit Nadeln garnirt. „Gott sei Dank, daß Sie da sind!“ riefen wir wie aus einem Munde.

„Also das Herrlein gehört zu Ihnen?“ schmunzelte die Alte. Anfangs war der arme Knoppermann unfähig zu sprechen. Nachdem er sich durch ein Glas heißen Getränkes gestärkt hatte, erzählte er uns, daß er, vor Ermüdung zurückgeblieben, die Gesellschaft verloren hätte. Dann hätte er gerufen, Niemand hätte geantwortet. Dann wäre er Hals über Kopf einen Abhang hinabgerollt, von einem Baum zum andern geschleudert und unten bewußtlos liegen geblieben. Dort hätte das Walweiblein ihn gefunden, durch anhaltendes Schütteln ins Leben zurückgerufen und glücklich hierhergeleitet. „Meinen Hut und Stock,“ schloß er, „scheine ich verloren zu haben. Auch ist es mir so, als hätte ich vorher einen Paletot über dem Arm getragen. Ich weiß nicht ob es der rechte oder der linke Arm gewesen; jetzt aber bemerke ich ihn auf keinem meiner beiden Arme.“

„Lassen Sie uns froh sein,“ sagte der Steuerrath, „daß Sie selbst sich wiedergefunden haben. Was Ihre Sachen betrifft,“ fügte er mit einem strengen Blick auf den Botaniker hinzu, „so werden dieselben sich möglicherweise in Kufuksweller oder in Amselfagen wiederfinden.“

Das war am Ende auch der beste Trost. Unterdessen hatte der Regen ein wenig nachgelassen, und nachdem wir die Alte belohnt und vom Wirth eine Mütze und einen Shawl für Knoppermann geborgt hatten, machten wir uns auf den Weg nach der Bahnstation. Wir waren sämmtlich in der schlechtesten Stimmung und keiner von uns hatte Lust, ein Wort zu sprechen. Der Botaniker ging neben mir. Er hatte die ganze Botaniktrommel voll gestohlener Stachelbeeren und ah nun eine nach der andern. Da sie sämmtlich noch unreif waren, so gab es, so oft er ein Beerchen zerbis, einen kleinen Krach, wie beim Nüsseknacken.

Wir trafen noch gerade zur rechten Zeit in Dingelsfeld ein, um einen Nachtzug zur Heimfahrt benutzen zu können. Todtmüde, verfürbt, mit ruinirten Kleidern und in der elendesten Gemüthsverfassung langten wir zu Hause an. Vier Wochen lang lag ich zu Bett, acht Wochen ging ich am Stode, ein ganzes Jahr lang blieb ich ein Hinfuß. Dies, meine Herren, war meine letzte Landpartie. Lassen Sie sich diese Geschichte zur Warnung dienen. Ich weiß, Sie thun es doch nicht, Sie werden sich wieder verleiten lassen. Dann bitte ich Sie nur um Eines. Sollten Sie irgendwo auf einer Landpartie unseren jungen Freund, den Botaniker, treffen und er sitzt wieder in einer Kiefer — lassen Sie ihn doch ja in der Kiefer sitzen!

[1536]

### Beschreibung des Modenbildes.

#### Frühjahrstoiletten.

Fig. 1. Robe aus hellbraunem Taffet. Die Garnitur des Rockes und der Taille ist aus schwarzem Taffet, der Gürtel wird durch eine vergoldete Knauffe geschlossen.  
Fig. 2. Robe aus grauem Mohair. Jede Bahn (Batt) des Rockes zeigt eine Besatzung, bestehend aus drei schmalen Taffettstreifen, einem schwarzen und zwei über Kreuz liegenden grobkörnigen, welche scheinbar mit Perlmuttern festgehalten werden. Taille mit Schloß und Gürtel; die Garnitur derselben ist aus Taffet in den Farben des Rockbesatzes.  
Fig. 3. Robe aus violetterm Fou-lard, am unteren Rande in Zaden ausgeschnitten und dafelbst mit Einfassung und Schlangen von schwarzem Sammet, sowie mit schwarzen Knöpfen verziert. Vorn ist der Rock aufgenommen, über einem Jupon von grauem Wollenstoff, den eine violette Wollenborte ziert. Schloßkante mit Gürtel von schwarzem Sammet. Die Garnitur der Taille entspricht der des Rockes.  
K.  
[13.500]



C. Dellmann



### Ein Kinderball bei der Königin Luise.

Die ersten Jahre der Regierung Friedrich Wilhelm des Dritten von Preußen waren vom ungetrübtesten Glück, von einer sonnigen Heiterkeit erfüllt. Die junge, schöne Königin Luise besaß eine seltene Popularität, und ihr glückliches Familienleben, ihre Tugenden als Gattin und Mutter waren es, die sie vor Allem dem Volke und dessen häuslichem Wesen nahe rückten. Die Feste bei Hofe hatten etwas Gemüthliches, Familienartiges; man bemühte sie, um der Königin Huldigungen darzubringen und im Volke nahm man Antheil daran, denn die Zeitungen brachten die umständlichsten Berichte darüber bringen. Die Königin liebte den Tanz und der König war gern bei den Festen, die bei Hofe arrangirt wurden; er pflegte bei solchen Gelegenheiten im Frack oder in Uniform zu erscheinen und in stiller Heiterkeit dem Treiben zuzuschauen.

Eine neue Art Lustbarkeit, die damals am Berliner Hofe aufkam, waren die Kinderbälle. Einer, der am 17. Februar 1803 beim Hofmarschall von Massow veranstaltet wurde, machte besondere Sensation und die Zeitungen sprachen viel darüber.

Als das Königspaar erschienen war und die Königin in ihrem Fauteuil Platz genommen hatte, begann die Musik ein Adagio zu spielen. Auf einmal erhob sich unter dem Stuhl der Königin ein kleiner Amor, der vierjährige Massow, und überreichte ihr einen Pfeil mit der Inschrift:

„Aus Deinen Augen für all' unsere Herzen!“

Kleine, bunte, springende, lustige Masken kamen zugleich aus allen Ecken hervor und umschwärmten die freudig überraschte Fürstin. Ihre eigenen Kinder waren darunter, der verstorbene König, der jetzige König Wilhelm, die verwitwete Kaiserin von Rußland, sämmtlich als Matrosen verkleidet. Die Kinder ihrer Schwägerin, der Prinzessin Wilhelmine von Oranien, erschienen im Kostüm eines Kindes von van Dof im Berliner Schlosse.

Nach dieser heiteren, lebhaften Scene folgten ein paar niedliche Gärtnerinnen und ein kleiner Gärtner mit einem Schuttkarren voller duftiger Bouquets, die er an die Anwesenden vertheilte. Darauf die kleine Massow als Savoyardin mit einer laterna magica, in der sie die transparente Inschrift zeigte:

Vive le Roi et la Reine!

Sie überreichte der Königin einen Apfel mit den Worten: „Arme Savoyardin ich, habe nur einen Apfel Dir zu geben!“ Dieser Apfel aber enthielt folgende französische Verse:

„Der Apfel ist die Frucht, von welcher die Geschichte seit Anbeginn der Welt zu melden weiß; Leg ich ihn Dir in Deinen Schooß, Weichet es, weil die Götter Dich so reich geschmückt, Daß Adam ihn Dir fortgenommen, Paris ihn Dir gegeben hätte.“

Dann kamen Arlequin und Arlequinette und auf einer Tonne Bacchus, welcher der Königin eine Weintraube mit einem Bande überreichte, auf welchem sich wieder Verse befanden. Sie drückten die Klage aus, daß ihn Jebermann vernachlässige, indem man nur Augen und Wünsche für die Alles überstrahlende Schönheit einer erhabenen Königin habe; er wolle nicht mit ihr wetteifern, aber vorher noch Alles versammeln, um aufzufordern, auf das Wohl der geliebten Fürstin zu trinken.

Darauf folgten: der Ruf, die Tugend und die Liebe, dargestellt von den drei Kindern des durch seine Lustspiele damals so berühmten Herrn von Kogebue, die in den Versen, welche sie recitirten, sich als die unzertrennlichen Gefährten der schönsten, tugendhaftesten und geliebtesten Fürstin ausführten.

Raum hatten sie ihren Vortrag beendet, sprangen ein Paar kleine Bauern und Bäuerinnen im Nationalcostüm der Seeländer in den Saal und tanzten ein pas de trois.

Dann kam ein Postillon mit einer Bottschaft in Versen, dann ein Paar Morlacken, welche ein pas de deux tanzten; darauf ein russischer Courier — der Sohn des russischen Gesandten Mopaus, welcher die Königin nach russischer Sitte grüßte und ihr einen schönen Kupferstich überreichte: den Czaren Alexander zu Pferde. In den Lüften schwebte ein Adler mit einer Lorbeerkrone im Schnabel, an welcher ein Band mit Versen hing, die ausdrückten, daß Alexander den Adler sende, um die Königin zu bekränzen.

Es folgten darauf drei Zwerge; Larifari und Salome aus dem Donauweibchen, welche eine Pantomime darstellten; dann eine Gruppe Russen, die auch Verse hersagten; endlich eine Quadrille von Jägern.

Den Schluß dieser Tableaux bildete ein reich arrangirter Triumphzug, welcher die Vorstellung der unglücklichen Kinder Tippo Saib's nach der Einnahme von Seringapatnam vor dem General Baird durch den englischen Major Almey enthielt. Major Almey wurde vom jungen Barceval dargestellt; zwei Großoffiziere des Sultans vom kleinen Wilhelm Radziwill und einer Engländerin, Rose; die Söhne Tippo Saib's von Ferdinand Radziwill und seiner dreieinhalbjährigen Schwester; die Töchter Tippo Saib's von der kleinen Reben, drei Kindern des schwedischen Gesandten Engeström, einer Barceval und Sactoris.

Der Zug machte zweimal die Runde durch den Saal, dann tanzten die drei kleinen Engeström ein pas de trois, worauf der allgemeine Ball unter großem Jubel begann, an dem über hundert Masken in dem Costüm aller Länder, Stände und Gewerbe Theil nahmen.

[1417] Schmidt-Weißensfels.

### Ein gutgewählter Name.

Es können verhältnismäßig nur Wenige ihren Kindern große Ackerflächen oder reiche Geldschätze hinterlassen; aber es gibt ein Erbtheil, nach untrüglichen Zeugnisse „besser als Reichthum“ und von unendlichem Werthe in sittlichem und nicht unbedeutendem Werthe im buchstäblichen Sinne, das Jeder auch in niedriger Lebensstellung und in Armuth den Seinigen, wenn er die Augen zum letzten Schummer schließt, sicher und unanfechtbar durch Proceß oder durch Motten, Kost und Diebe hinterlassen kann — das Erbtheil nicht bloß eines guten, sondern auch gutgewählten Namens.

Unter allen Umständen haben Aeltern in ihrer Gewalt, für die Kinder geeignete Vornamen zu wählen und deshalb die Pflicht, bei der Wahl gewissenhaft darauf zu achten, daß durch deren Klang, Sinn und Zusammenstellung keine Lächerlichkeit, Ueberhebung und Herausforderung zu Neckerei und Verdröbung entstehe. Man sollte kaum glauben, daß Aeltern und Angehörige darin so oft fehlen, da Liebe und Bärtlichkeit bei der Auswahl von Namen entscheiden. Aber freilich die Liebe ist oft blind und Bärtlichkeit gibt keine Bürgschaft gegen schlechten Geschmack. Nicht selten ist es die Berechtigung einer Tante oder die Rücksicht für Onkel Jakob, Mikodemus oder Nepomuk oder irgend eine

fire Idee oder ein unsinniger Einfall die über den oder die Vornamen entscheiden, ohne zu bedenken, daß ein unglücklich gewählter Name sehr bald vielleicht ins Lächerliche vernekt werden kann und dann gewöhnlich bis zum Ende des Lebens haften bleibt. Das empfindlichste Glend im Leben besteht nicht in einzelnen großen Unglücksfällen, sondern in den täglichen kleinen Wespenstichen emüthanter Kleinigkeiten. Und ein unglücklich klingender oder mit anderen lächerlich zusammengestellter Name pflegt nur zu leicht die lebenslang mißbrauchte Handhabe zu kleinlichen Neckereien und erbitterndem Spott zu werden. In Deutschland ist den Verirrungen bei der Wahl von Vornamen dadurch eine Art von Damm gesetzt, daß die Geistlichen das Recht und, ich glaube auch, die Pflicht haben, bei der Taufe gewisse heidnische oder unconcessionirte Namen abzuweisen. Ich weiß nicht, wie weit diese Rechte gehen. Sie scheinen keine bestimmten Grenzen zu haben, denn während einige Geistliche alle nicht im Kalender stehende Vornamen bei Taufen abweisen, lassen Namen wie Cäsar Schülze oder Cassandra S. (die ich beide an lebenden Deutschen kenne) auf größere Liberalität schließen, freilich nicht zum Vortheil der beiden Genannten. In England herrscht in Bezug auf Taufnamen die unbeschränkteste Freiheit und Geschmacklosigkeit; alle Vereinigungen des Erhabenen und Lächerlichen übertreffen aber die Amerikaner, die oft sehr kurze und purige Vater- durch eine Reihe von langen pompösen Vornamen aus allen möglichen Zeiten und Völkern solch zu vergolden meinen. Daher sind Herren, wie „Anaximander Zebedäus Washington Saladin Ship“ oder Damen, wie „Cäcilie Verpöcherde Phipps“ gar nichts Seltene.

Wir haben durchaus keinen Mangel an schönen Vornamen. So klingt Agnes angenehm und bedeutet die Sanfte. Amalie oder Amelie, die Liebliche, Flora, die Blume oder Blütenbe oder Göttin der Blumen, Isabella, die Lichtschöne, Auguste, die Erhabene, Euphemia, die in gutem Rufe Stehende, Eugenie, die Wohlgeborene, Sophie, die Weise, Clara, die Helle, Klare, Berühmte, Rosa u. s. w. sind alle untadelhaft und wohlbedeutend, aber nicht jeder dieser Vornamen paßt zu jedem anderen (da man oft zwei gibt) oder zu jedem Eigennamen. Euphemia Schülze z. B. ist eine sehr gewagte Zusammenstellung! Zu den klangvollen, volltönigen Vornamen gehört auch ein verwandt klingender eigener, auf die Bedeutung der Uebersetzung kommt's nicht so sehr an. So gibt es manche holde Marie, Maria, Mary, Martha oder Marion, obgleich der Name von „amara“ (die Bittere) abstammt.

Männliche Vornamen, wie Andreas (der Männliche), Alexander (der männliche Vertheidiger), Peter (Fels), Robert (schöner Ruhm), auch ächt deutsche, wie Gottfried, Gottlieb, Gottlob, Fürstgott u. s. w., sind an und für sich meist wählbar; doch erfordert hier die Auswahl vielleicht eine noch größere Ueberlegung, da Knaben viel länger beim Vornamen genannt werden, als Mädchen, und Knaben viel mehr Talent und Neigung besitzen sollen, das Lächerliche in Klang und Zusammenstellung herauszufinden, um daraus Spitz- und Spottnamen zu bilden.

Was den guten Namen, den Kinder erben, betrifft, so begreift man wol ohne weiteres, daß dieser noch eine ganz andere Wichtigkeit hat, als der gutgewählte; ja, er hat eine solche Kraft, daß auch der trivialste oder unangenehmste Namensklang dadurch acedelt werden kann.

[1507]

### Elegante Morgenländer.

Arabische Anekdoten.

Eines Tages ließ der Bey von Constantine, Naaman, in der Stadt bekannt machen, daß Niemand zur Nachtzeit ausgehen dürfe. Wer nach Sonnenuntergang von der Polizei sich auf der Straße treffen lasse, werde gehängt. Gleichzeitig erhielt der Caïd-ba den Befehl, allnächtlich in eigener Person die Runde zu machen.

Der Abend war angebrochen, und der Caïd, nachdem er sein Gebet verrichtet hatte, trat, von fünf Agenten begleitet, seinen Gang durch die Stadtviertel an. An der Ecke der Souqu-el-Ferguema (der Straße der tunesischen Schenkthürle) stießen sie auf drei elegant gekleidete junge Männer, welche plaudernd einhersehenderten.

„Donner —“ schrie sie die Caïd-ba an, „was habt Ihr für einen Grund, in dieser Stunde hier zu gehen?“

„Keinen“, entgegneten jene.

„Wessen Söhne seid Ihr?“ fragte der Caïd weiter.

„Ich“, erwiderte der Eine von den dreien, „bin der Sohn dessen, vor dem die Menschen ihr Haupt beugen.“

„Ich“, sagte der Zweite, „bin der Sohn dessen, der den Hungernen Nahrung gibt.“

„Und ich“, sprach der Dritte, „ich bin der Sohn dessen, der da tränkete die Lebenden.“

Der Caïd dachte nach, schüttelte den Kopf und sagte: „Ich kann Euch nicht freigeben, bevor Euch der Sultan gesehen.“

Am Morgen darauf wurden sie vor Naaman Bey geführt, und auch ihm gaben die jungen Leute dieselben Antworten wie dem Caïd-ba.

Der Fürst schenkte ihnen sofort die Freiheit und dann zu seinem Gefolge gewandt, sagte er: „Habt Ihr die raffinierte Politike dieser Jünglinge bemerkt?“

„Wir verlieren uns vergebens in Vermuthungen,“ erwiderten die Höflinge, „und sind erlaunt, wie Eure Majestät den Sinn ihrer Worte errathen konnten.“

Naaman Bey lächelte gnädig. „Bah!“ sagte er, „da habt Ihr die Erklärung: der erste ist der Sohn eines Barbiers, der zweite eines Bäckers, der dritte eines Wasserträgers.“

Da warfen sich die Höflinge platt auf die Erde und schrien: „Lob und Preis Dir, unserem erhabenen Herrscher; wie dumm wären wir, wenn uns Dein Geist nicht erleuchtete!“

[1510]

### Wissenschaft in der Wäsche.

„Sie hat ausgerungen.“

Diese Grabschrift, welche ein Witzbold für das Denkmal einer musterhaften Waschfrau vorschlug, einer solchen vielleicht, wie sie Chamisso belang, würde sich auch für die letzten Ruhestätten vieler andern Frauen eignen als Anerkennung ihres (nach Jean Paul) verfochten, verfrachten verfrachten und verwaschenen Lebens. Wir leben nicht mehr in der Zeit, als ein Berliner Theaterdirector einem wegen Unreinlichkeit unangenehmen Schauspieler Besserung mit den Worten empfahl:

„Können Sie nicht wie jeder anständige Mensch, alle vierzehn Tage 'n reines Hemd anziehen?“ Auch gehörte jener Herr, immer nur schmutzige weiße Westen trug und einmal geistig ward: „Sagen Sie mal, wer trägt denn eigentlich Ihre Westen, wenn sie rein sind?“ so ziemlich zu den vorzüglichsten Geschöpfen. Reinlichkeit, weiße Wäsche und guter Rath davon gehören mit fortschreitender Bildung immer wesentlicher zu den Bedingungen des Anstandes, wenn wir auch nicht ganz so weit gehen wollen, als Liebig („Chemische Briefe“ nach dem Verbrauch der Seife die Höhe der Cultur zu berechnen. Allerdings konnte nur eine ächt altrussische Mutter, ermahnt ward, ihre Kinder zu waschen, vorwurfsvoll ausrufen: „Waschen? Meine Kinder waschen? Denken Sie denn, ich habe meine Kinder nicht lieb?“ Aber ich behaupte, die wahre Cultur muß den wesentlichen Fortschritt machen und den Frauen, den Privathausaltungen Seifenverbrauch sparen. Die „großen Wäschen“, ein sprichwörtlich gewordenes sociales und Familien- Uebel, müssen auf das Minimum, nicht bloß des Seifenverbrauchs (unbeschadet der Cultur und Sauberkeit!), sondern auch aller andern Unannehmlichkeiten, die ihr Gesolge zu sein pflegen, reducirt werden, wenn es so etwas „wie Wissenschaft in der Wäsche“ wirklich gibt.

Wir wissen genau auch ohne Wissenschaft, daß es nicht gut ist für die kostbaren Schätze der „Wäsche“, sie in unsauberem Zustande lang aufzuhäufen, um die „große Wäsche“ möglichst selten vorzunehmen; aber es ist besser, dies genauer zu wissen. Leinene und baumwollene Stoffe sind als pflanzliche der Vergänglichkeit unterworfen, ganz besonders wenn sie schmutzig, d. h. mit fettigen, sauren, salzigen, animalischen Substanzen überzogen und durchdrungen irgenbwo aufgekaut liegen bleiben. Dann tritt leicht eine „faule Gährung“ ein, welche der Wäsche und uns sehr ungesund ist. Erstere wird mehr oder weniger „zerstossen“ und wir atmen von der Luft ein, welche sich aus dieser Gährung entwickelt, wenn der Raum, wo sie aufgehäuft liegt, nicht ganz von der Wohnung abgesondert ist.

Kommt noch Wärme, Feuchtigkeith und noch mehr schmutzige Wäsche hinzu, erhitst sich der Haufen sogar bis zur Schmelzverbrennung. Theater brennen häufig vom Lampenraume aus ab, wo fette, schmutzige Lappen sich selbst entzündeten. Das ist auch in vollen Kammern mit schmutziger Wäsche in Privathäusern vorgekommen.

Die praktische Moral davon ist: Man häufe schmutzige Wäsche nie zu lange und nicht übereinander auf, sondern lasse öfter waschen. Was man bis dahin aufbewahren muß, sollte in einem trocknen, luftigen Raume auf Leinen gehängt, nicht auf einander gepreßt werden. Auch werden Schmutzflecke um so fester und hartnäckiger, je länger sie auf ihre Auflösung warten.

Der Schmutz „greift an“, aber das Waschen auch. Manches alte, werthvolle Stück, das vorher noch ziemlich ganz und respectabel aussah, kommt zerfetzt und zerfassen aus der nächsten Wäsche. Es ist daher eine Weisheit, die kaum mit Gold zu bezahlen ist, zu ermitteln, wie man die Wäsche schon in der reinigenden kann. Manche Waschfrau bringt wol Flecke heraus, aber auch die beste Haltung aus dem Zeuge, an dem sie basteten. Es ist aber ein schlechtes Geschäft Löcher statt der Flecke zu bekommen. Der gewöhnliche, gleichsam officielle Schmutz in getragener Leibwäsche besteht meist aus einweißartigen Substanzen, mit welchem sich Staub u. s. w. verbunden hat. Alle diese Eindringlinge weichen leicht in bloßem, weichem, lauem Wasser und lassen sich spielend wegsülen. Hartnäckiger sind die öligen und fettigen Angriffe gegen die Weisheit. Sie müssen erst fühlen, was die vereinigten Künste des Seifensieders, der Hitze und der Waschfrau vermögen, ehe sie weichen.

Durch eine einfache Vorbereitung der Wäsche, die, obwohl seit Jahren bekannt, doch noch viel zu wenig in der Waschküche eingebürgert ist, wird nicht nur an Seife gespart, die Handarbeit vermindert (also auch dem entsprechend die Wäsche gespart), sondern auch ein ganzes Fleckenheer so eingeschüchtert, daß es sich der nachfolgenden eigentlichen Wäsche ohne weiteres ergibt. Diese Vorbereitung besteht darin, daß man die Wäsche (am Tage vor dem Waschen) mit einer Mischung aus einem Theil Salmiakgeist und zwei Theilen Benzol (schichtenweise stark einsprengt und dann so viel weiches Wasser auf dieselbe gießt, daß es überfließt. Der größte Theil des Schmutzes setzt sich dadurch als Schlamm zu Boden, es muß daher die Wäsche vor dem eigentlichen Waschen leicht ausgespült werden.

Nun kommen noch die Special-Merkmale der Frauen, die Flecke par excellence, Tinten-, Rost-, Obst-, Wein-, wol gar Maler- und neuerdings selbst photographische Flecke. Man hat wohl Fleckenreinigungsanstalten und eine Menge Recepte und fertige Mittel gegen diese Harpyen; aber eine kurze Hinweisung auf die sichersten und einfachsten Substanzen gegen die verschiedenen Arten derselben ist gewiß nicht überflüssig.

Man wende sie immer möglichst „auf frischer That“ an, wenigstens vor der Wäsche. Tintenflecke entfernt man unschädlich durch Klee- oder Draßwasser (Kleesatz oder „saurer oralsaurer Kali“), Rost- oder Eisenflecke durch verdünnte Schwefelsäure, Obstflecke durch unterchloriglaures Natron (eau de javelle) Farben, wenn noch frisch, und viele andere Flecke mit Terpentinegeist. Die Mittel werden auf die betreffenden Stellen wiederholt aufgetragen und dann mehrmals mit weichem Wasser (jedemal anderem, nicht schon gebrauchtem) ausgewaschen.

Wenn aber nun ein Fleck (und es gibt solche Weshenwichter) keinen Mitteln und Mühen weichen will, was dann? Dann läßt man ihn darin; denn obgleich der Reinlichkeits-Salomo sagt: Ein Loch ist besser als ein Schmutzleck, erwidert doch viel ökonomischer der Wirthschafts-Sirach: Besser ein Fleck, als ein Loch. Im Ganzen aber kann man sicher sein, alle die angebeuteten Schandflecke mit den angegebenen Mitteln loszuwerden, wenn man sie nicht trocken, wenigstens nicht all werden läßt.

Und nun ohne Ziererei ans Waschen. Wir setzen als bekannt voraus, daß die Wäsche zunächst in kaltem oder lauem Wasser aufgeweicht werden muß, weil heißes Wasser den einweißstoffhaltigen Schmutz darin verhärtet und steifen würde. Diese Vornäsche in bloßem, weichem, nicht heißem Wasser dient zur Auflösung des einweißstoffhaltigen, flebrigen Schmutzes. Gegen die hartnäckigeren Fette und Oele darin wendet man heißes Wasser, Lauge und Seife an. Diese Weisheit kann man allenfalls auch von jeder Waschfrau lernen; aber wir wollen ihr eine wissenschaftliche Grundlage geben.

Wie fängt die Seife an, fettigen und öligen Schmutz zu beseitigen? Sie löst sich in Wasser auf und gibt damit dem Wasser die Kraft, Fette und Oele aufzulösen. Wasser allein kann das nicht, wie man sich oft überzeugt haben wird, wenn man in der Eile fettige Hände in bloßem Wasser zu reinigen versucht haben sollte.

Seife ist daher nicht nur einer der wichtigsten Industrie- und Handels-Artikel, sondern auch ein wesentliches Cultur- und praktisches Lebensverschönerungsmittel.



Der wesentliche Bestandtheil der Seife ist Fett (Fettsäuren) an einen laugigen Stoff (und zwar in den harten Seifen an Natron, in den weichen an Kali) gebunden; letzterer würde, für sich angewendet, zu ätzend und zerstörend auf die Gewebe (und Haut) selbst wirken, der Fettantheil in der Seife mildert eine Neigtheit, läßt ihm aber doch noch genug seiner Fähigkeit, fette Körper aufzulösen, so daß also Alles, was sich Fettiges und Schmutziges in unsere kostbaren leinenen und Baumwollenschätze eingelagert hat, herausgetrieben und mit dem Wasser weggespült werden kann. Das ist im Wesentlichen das Geheimniß der Seife und der Waschkunst. Daraus läßt sich auch begreifen, daß es beim Waschen mehr auf gutes, reines, weiches, leicht auflösendes Wasser und gute Seife, als auf jenes wächserne, berliche Stauchen und Stampfen, Reiben und Ringen ankommt, wodurch sich angeblich gute Wäscherinnen auszeichnen.

Weiches Wasser ist im Allgemeinen Regen- oder Flußwasser, ist das Wasser „hart“, so enthält es verschiedene Salze, wie Kalk-, Bittererde-, Eisen- und andere. Diese bilden mit den Aufschwämmen der Seife wieder unlösliche, schwierige Salze, die sich wieder mit der Wäsche verbinden, so daß man sie unter Umständen schmutziger waschen kann, als es vorher war. In diesen Fällen hilft allerdings nur Seife und immer nur Seife und große Mäßigkeit dazu, bis man durch Ueberfluß von Seife und höchster Qualität diese schwierigen Verbindungen wieder auflöst. Will man also Seife und Arbeit sparen und doch recht reine Wäsche haben, so sorge man vor Allem für reines, weiches Wasser, d. h. man spare vor der Arbeit des Waschens die Soda und Potasche nicht. Diese sind billiger als Seife und nehmen letzterer die Vor- und Ertraarbeit ab, die „hart“ machenden Salze und Säuren zu binden und zu fällen, so daß Seife und Wäscherinnen sich nicht erst mit diesem Gefindel herumzuschlagen brauchen.

Vor allen andern sogenannten Waschmitteln wird gewarnt; sie zerfressen meist nicht nur die Hände, sondern auch die Wäsche. Nur mit Eau de javelle oder dem untergeordneten Natron — dem wesentlichen Mittel für „chemische Bleiche“ kann man vorzügliche Ausnahmen machen, wenn etwas vergilbte oder obfistige Wäsche wieder einen schönen Grund bekommen soll. Diese allgemeine Bleichung muß man nach der gewöhnlichen Wäsche vornehmen, d. h. die reingewaschenen Stücke in reines Wasser tauchen, in welches man vorher ein wenig Eau de javelle gemischt hat. Man mag sie ein paar Minuten darin herumziehen und tauchen, muß sie aber nachher in anderem, reinem, weichem Wasser tüchtig spülen.

Die Handarbeit des Waschens kann sich im Allgemeinen darauf beschränken, Schmutz und Seife und Wasser in möglichst bewegter Verbindung zu erhalten, d. h. fleißig darin herumzuschlagen und zu stoßen. Das ist bis jetzt das beste Mittel, um Wunder an Weißwaschkunst zu thun. Voraussetzlich wird der Dampf aber auch hier bald seine Rechte geltend machen und die Mehrzahl des weiblichen Geschlechts von ihrer ennüvantessten Dual erlösen. Der moderne Niese der Civilisation, Dampf, der uns Flügel gibt über Land und Meer, der mit gleicher Leichtigkeit Nadeln macht und Alpen durchbohrt, der Alles kann und nie mehr Lohn verlangt, sondern im Gegentheil immer mit den schon niedrigen Preisen heruntergeht für immer bessere Arbeit: der Dampf ist auch die beste gründlichste, schnellste und nie betrunkene Wäscherin. Er jagt im Nu den Schmutz bis auf die letzten Spuren heraus, ohne die Wäsche anzugreifen und trocknet sie auch mit herzerwartender Geschwindigkeit. Capitalisten und Capacitäten sollten nicht länger zögern auch in Deutschland, zunächst in den Großstädten, Dampfwaschanstalten anzulegen, wie sie in den großen Städten Nordamerikas fast allgemein schon die Regel sind.

Eine solche Anstalt wird selbst dem Aermsten zu Gute kommen, wie denn in einem amerikanischen Hotel ein Herr gewohnt haben soll, der im Besitz eines einzigen Stückchens Leibwäsche, auf deutsch genannt chemise, doch jeden Morgen ein rein gewaschenes und gepflattetes Hemd anzog. Er war's früh vor die Thür, froh dann wieder in's Bett und schlief, bis ihm der Kellner sein dampfgewaschenes einziges Kleinod schon um 8 Uhr wieder zu stellte und zugleich das erste Frühstück.

[1512] H. Beta.

### Drei Frauenbilder.

Im Rahmen des Familienlebens tritt das Bild der wandelbaren Zeiten stets am deutlichsten hervor; das einbruchsartige, wachsame Wesen der Frauen nimmt jeden Umriß, jeden Farbenwechsel nur zu schnell in sich auf. Leider aber vorzugsweise die Verkehrtheit und Abirrung des Zeitgeistes! Wenigstens sind neuerdings so auffallende Beispiele davon unserer Beobachtung aufgestoßen, daß wir die weibliche Jugend ein wenig ins Gebet nehmen und ihr mit warnender Stimme das Beispiel ihrer braven Mütter und Großmütter ins Gedächtnis rufen möchten!

Betrachten wir die Großmutter; welch ein sauberes, einfaches, bescheidenes Frauchen ist sie! In den ersten Tagen unseres Jahrhunderts geboren, hat sie noch keine Ahnung von den Ansprüchen, Meinungen und Wissenschaften ihrer Nachkommen. Sie hat sich stets in helle waschbare und billige Stoffe gekleidet und nur für ganz feierliche Gelegenheiten ein buntes seidenes Kleid neben dem schwarzen Confirmationssange in Schranke gehabt. Ihre Bildung besteht in einigen schwachen Erinnerungen aus der Schulzeit, wo sie recht guten Unterricht in Geschichte und Geographie genossen hat; sie weiß noch viele Gedichte der klassischen Zeit von Goethe, Schiller, Matthison, Höpfi und wie die trefflichen Namen in absteigender Linie noch alle heißen, mit hübschem Ausdrucks auswendig herzusagen. Sie spielte auch ein wenig die Guitare und sang Balladen dazu; ein Clavier war den Aeltern zu theuer! In ihren Wappen liegen noch einige gute Kreiszeichnungen nach antiken Köpfen und sehr hübsche Blumenstücke in Wasserfarben nach der Natur gemalt. Ihre Handschrift ist groß und deutlich, die Orthographie vielleicht ein wenig veraltet, aber die Grammatik richtig. In ihrer Unterhaltung kommen hin und wieder einige Gemeinplätze vor und einige Geschichten, die man oft gehört hat, aber ihr Urtheil ist verständlich und milde, ihre Aussprüche heiter und kräftig. Wer Herz und Kopf auf dem rechten Fleck hat, wird sich niemals in ihrer Gesellschaft langweilen. Sie sieht aus wie ein hübsches, ein wenig verbliebenes Pastellbildchen, so fein gemalt, daß man es gern und lange betrachten möchte.

Ihre Tochter, die zweite Generation, ist schon viel weniger einfach und deshalb auch weniger angenehm! Sie hat eine sogenannte wissenschaftliche Bildung erhalten, wie man die Erziehung in dem Jahre 1830 zu nennen liebte. Sie redet und schreibt besser als die gute Mutter, aber sie plaudert lange nicht so gut und ihre Briefe sind langweilig. Sie spielt vorzüglich Clavier, aber sie kann kein einziges gemüthliches Liedchen singen.

Sie liest sehr viel und spricht über religiöse, ja sogar über politische Saungen sehr laut mit. Wir wissen, daß sie sehr regelmäßig in die Kirche geht, aber ihre Frömmigkeit hat nichts Tröstliches, nichts Milbes. Sie besitzt indessen doch viele gute Eigenschaften; Mann, Haushalt und Kinder sind ihr sehr wichtig, sie beschäftigt sich eifrig damit. Freilich ist sie nebenbei auch nicht ganz unempänglich für die Verführungen des Modemagazins; indessen verwendet sie doch nicht mehr Zeit und Geld auf ihren Anzug als geradezu nothwendig ist, um ihrer Stellung in der Welt zu genügen.

Jedenfalls würde es höchst ungerecht sein, wenn wir diese Mutter mit ihrer Tochter, der dritten Generation, in eine Linie stellen wollten. Dies Kind von zwanzig Jahren, der Jetztzeit angehörend, das von Jedermann verzogen und von Niemandem erzogen wurde! Die Mutter hatte eine Menge Erziehungstheorien, aber sie war in den letzten zehn Jahren so sehr von den Pflichten der Gesellschaft beherrscht worden, daß sie diese Theorien niemals praktisch anwenden konnte. Nur zuweilen leuchtete die Mutter: „Ich wurde nie so verzogen wie meine Kinder; bis ich heirathete, bekam ich immer nur die Beine vom Gesäßel, und die Großmutter hatte es noch schlimmer, sie bekam nur die Gräten auszusaugen, während jetzt die Hühnerbrust kaum weiß genug ist für die Tochter und die Puterhähne sogar für sie ohne Knochen auf den Tisch gebracht werden müssen.“ Trotz dieser Einsicht hat aber diese Mutter ihrer Tochter nie etwas versagt, weil heutzutage alle Welt sich von seinen Kindern beherrschen läßt.

Das junge Mädchen schreibt wie eine Kaze und freut sich noch darüber, indem sie von sich rühmt, es sei ein Glück, daß sie nicht so deutlich wie „Großmutter“ und nicht so regelmäßig wie „Mutter“ ihre Buchstaben hinstelle, denn alle Sprachfehler würden dadurch erst recht bemerkbar werden!

Mußt zu erlernen sei gemein, versichert die junge Dame, „viel lieber gehe ich ins Concert oder Opernhaus, wo ich für einige Thaler mehr Vergnügen habe, als wenn ich selbst Musik mache.“ Von der Malerei lautet das Urtheil ähnlich, man wird es doch nicht weit darin bringen und kein Kaufschach werden, wollte man auch alle Zeit daran wenden, den Pinsel zu führen. Indessen ist die Kunst des Tanzes der jungen Dame nicht gleichgültig, sie übt sie sehr viel, jedoch ohne die langweiligen Anstandsregeln zu beobachten, welche von Mutter und Großmutter geübt worden sind. Es sieht ja viel ungezwungener aus, wenn man beim Tanzen den Kopf schief hält und sich nachher „genial“ in einen Sessel streckt.

Das idyllische Phantasiebild vom Liebesglück in einer Hütte kennt die jetzige Tochtergeneration nicht mehr. Es ist durchaus keine Gefahr vorhanden, daß sie danach trachtet und eine „gute Partie“ ausschlägt, welche ihr einen Palast ohne Liebe bietet.

Es ist wol wahr, daß die Männer heut zuweilen erst an die Ehe denken, nachdem sie sich lange genug in der Welt herumgetummelt haben. Aber der gefühllose Mann hat im tiefen Grunde seines Herzens doch noch einen Altar, auf den er gern das Ideal eines weiblichen Wesens stellen möchte; er sucht es in seiner Braut verwickelt zu finden, er hofft auf Veredlung und Glück durch sie. Er klopf mit scheuer Hand an die Thüre des Familienzimmers und was findet er? Wir wollen die Tochter der Neuzeit nicht anklagen; sie besitzt Lebenswürdigkeit, sie besitzt Geist, sie besitzt Manches, was der Mutter und der Großmutter fehlte. Aber mit der Verschidenheit der Herzens- und häuslichen Bildung, mit dieser Cardinaltugend der Frauen, wie sieht es damit aus?

Um ehrlich zu sein: wenn hier nicht Alles ist, wie es sein sollte, so liegt die Schuld an euch, ihr Mütter und Großmütter! Erzieht künftig nicht bloß besser, sondern auch mehr! Seid strenger in eurem Hause; lernt es, den Töchtern thörichte Wünsche zu versagen. Gebt ihnen von dem Salze des Lebens zu kosten, nämlich Arbeit und Entbehrung!

In Herder's Eid heißt es eben so schön als wahr: „Arbeit ist des Blutes Balsam; wer arbeitet, wird gesund und frisch. Wer entbehrt, wird genügsam! Wie körperliche Arbeit den Leib stärkt, so kräftigt geistige die Seele.“

Wenn diese goldene Wahrheit bei der Erziehung mehr befolgt würde, so hätten wir eine viel leistungsfähigere und glücklichere Jugend.

Welch ein Glück die Arbeit zu verleihen vermag, wird in lieblichen Symbolen in Aeschenbrödel, unsern schönsten deutschen Märchen, dargestellt. Bei harter Arbeit kommen die Tauben des Himmels und leisten der Einsamen Gesellschaft! Ein holdes Bild, das von jeder fleißigen Jungfrau, sei sie Nähmädchen oder Grafentochter, verwirklicht werden kann. Jede wird es schon einmal gefühlt haben, wie beruhigend und erfrischend zugleich eine gelungene, bewältigte Arbeit auf Leib und Seele einwirkt.

Zur Arbeit noch Gebet, dann ist die beste weibliche Erziehung gesichert! und die Töchter werden sogar mehr leisten, wie Großmütter und Mütter, denen die Pflichterfüllung nicht klar bewußt, sondern nur instinctiv war; sie werden keine Ballbamen, keine Amazonen, keine Blaufrümpfe, keine Emancipirte sein wollen, sondern erst lebenswürdige junge Mädchen und seiner Zeit gute Hausfrauen, Mütter und Großmütter, besser noch, wie in der gerühmten alten Zeit!

[1526] Frau v. H.

### Die Mode bei den Wilden.

Die sogenannten westlichen Völker, deren Modehauptstadt Paris ist, stehen des schönen Geschlechts wegen in dem Maße großer Veränderlichkeit in ihren Ansichten über Façon, Schnitt, Umfang und Besatz ihrer Kleider, Form ihrer Hüte, Bau und Architectur ihres Haars, während man östliche und wilde Völker wegen des conservativen Charakters ihrer Nationaltrachten bewundert. Der türkische Turban, russische Kasan, arabische Burnus, das Fell der Wilden stehen in unserer Phantasie meistens fest als Jahrtausende alte Nationaltrachten. Der berühmte Missionär und Forscher in Afrika, Dr. Livingstone, hat uns aber in seinem neuesten Buche sehr genau bewiesen, daß die launische Modedictin auch über die schwarzen Damen des inneren Africa herrsche, und daß diese Götin mit der Pariser in Correspondenz stehen müsse. Aus eigener Beobachtung unter den westlichen Damen wissen wir, daß künstlich gekräuseltes Haar in einer Weise, die nach Livingstone's Beschreibung nur eine Nachahmung afrikanischer Mode sein kann, immer allgemeiner auf den Köpfen weißer Damen zur Herrschaft kommt. Das Durchbohren der Ohrläppchen, um Ringe und andere Verzierungen hinauszuhängen, ist ebenso schwarzafrikanisch, wie weißeuropäisch. Glücklicherweise sind die Nasenringe und die Lippenverzierung, Pelele genannt, niemals bis nach Europa vorgedrungen. Letzteres ist besonders bei den Botofoiden männlichen und weiblichen Geschlechts allgemeine Mode und besteht in einer künstlichen Ausdehnung und geraden Hervorstreckung der Unterlippe, so daß sie wie die Hälfte eines

Tellers aus dem Munde hervorragt und oft mit Goldstücken und sonstigen Kostbarkeiten belegt wird.

Es ist nichts Neues in der Geschichte der civilisirten Völker, daß ganze Arbeiterklassen, Knopf- und Franzennmacher, Wandweber u. s. w. durch eine beliebige Wendung und Laune der Mode brodlos geworden sind und sich in der That gezwungen sahen, neue Erwerbszweige zu ergreifen. Wir lesen in Livingstone von einem ähnlichen Gesetze der Wandlung unter den Wilden. Er hatte eine große Menge seiner Modeperlen mitgebracht, um damit unter seinen Afrikanern zu kaufen, Tauschhandel zu treiben. Aber inzwischen war dort eine gröbere, gemeinere Art von Perlen Mode geworden, so daß er die feineren nur bei gemeinen Leuten verwerthen konnte. Das klingt sehr komisch, ist aber doch wol von dem ernsthaften und gelehrten Reisenden, der es berichtet, auch sehr ernsthaft gemeint, und beweist auf jeden Fall, daß die sprichwörtliche Launenhaftigkeit der Mode nicht etwas speciell Europäisches oder Afrikanisches, sondern ein durchaus allgemeiner Zug des Menschengeschlechts sei, der die Culturgeschichte aller Länder und Zeiten beherrscht hat und voraussichtlich auch wol beherrschen wird.

[1494]

### Bücher und Menschen.

Wer immer nur auf die eigenen Gedanken sich beschränkt, wird bald in Gedankenarmuth und die blindesten Vorurtheile verfallen. Gebannt in einen sehr kleinen Ideenkreis, geräth er unvermeidlich in Fasette, Liebertreibung oder Wahnwis. Robinson Crusoe ist nur deshalb in seiner Verlassenheit immer so weise und erfinderisch, weil er vor dieser Zeit viel gelesen und vielen Umgang hatte. In der Wirklichkeit fand man die unglücklichen Schiffbrüchigen oder Ausgesetzten, welche mehrere Jahre lang auf wüster Insel ohne menschlichen Umgang leben mußten, durchaus verwildert; sie hatten sogar ihre Muttersprache vergessen.

Der Mensch, allein, ist oder wird eine Null, nur in der Gesellschaft ist er eine Einheit, die sich durch die Verbindung mit Ihresgleichen vermehrt.

Die zwei nothwendigen Bedingungen zur Entfaltung unserer geistigen Fähigkeiten sind Lesen und Gedankenaustausch durch das Gespräch.

Das Gespräch ist ein Lesen in der Seele der Lebenden, was sie denken und wissen.

Das Lesen ist ein Gespräch mit den Abwesenden und Verstorbenen.

Eins ist so nothwendig wie das andere; man muß von Zeit zu Zeit sich besprechen, von Zeit zu Zeit lesen; das letztere freilich erhöht am schnellsten, am sichersten unseren Werth.

Denn die Unterhaltung mit Anderen kann man mit einem goldhaltigen Boden vergleichen, wo einige wenige Goldtheilchen mit sehr vielen gemeinen und werthlosen Stoffen vermischt sind. Nimmt man sich allabendlich die Mühe, die Worte, die man tagesüber gehört, zu sichten, wird das Feinste und Beste davon nicht viel übrig, und es bedarf, fürchte ich, vieler Monate, um sich die kleinste Goldbarre daraus zu schmelzen. Wie viele Gespräche, selbst mit verdienstvollen Personen, sind ohne jeglichen Gewinn für uns und lassen uns die verkommenen Zeit bereuen! Der geistreichste Mann ist zuweilen albern, und der weiseste nicht selten unfähig, irgend etwas Gehaltvolles zu sagen.

Das Lesen ausgezeichnete Bücher dagegen bereichert uns jederzeit mit einer Fülle von Thatfachen und Ideen. Freilich alle Meisterwerke der Vergangenheit und Gegenwart zu lesen, so zu lesen, daß ihr Inhalt uns sozusagen in Fleisch und Blut übergeht, würde ein Menschenleben nicht ausreichen.

Außer den Büchern ersten Ranges aber muß man auch solche lesen, welche von geringerem Werth an sich, uns über die nützlichen Arbeiten und Fortschritte unserer Zeit in allen Zweigen menschlichen Wissens unterrichten. Wechselt man in dieser Weise mit Geschmach und weisen Maß, mit der Lectüre der besten alten und neuen Schriften, so unterhält man sich, stärkt den Geist und gibt ihm gute und segensreiche Richtungen.

Brauche ich noch die Wahrheit zu betonen, daß bei gleichen Fähigkeiten derjenige, welcher zu den eigenen Beobachtungen das Erbe hinzusetzt, das uns höhere Geister in ihren Schriften hinterließen, einen Vortheil vor demjenigen voraus hat, der sich begnügt, seine Ideen und Kenntnisse nur gesprächsweise zu erweitern? Der letztere spricht nur, der erstere spricht und liest, er erntet also mindestens doppelt; das ist so einfach, wie zweimal zwei ist vier.

[1528]

### Modebericht.

Die Frage der Sommermäntel hat unsere vorige technische Nummer durch Bild und Beschreibung erledigt; hier sei nur noch hinzugefügt, daß man zur Garnitur der Confections neuerdings viel Kalk oder Krebepellen, welche auf Sammetband oder Polamentierborste angebracht werden, verwendet. Was die Hautschufferten betrifft, so dienen dieselben nicht nur als Schutz für Mantel, sondern für die ganze weibliche Toilette vom Hut bis zu den Schuhen herab. Eben so beliebt sind die Camoen, die aus dem verschiedensten Material hergestellt und entweder auf Wand geteilt oder selbständig, meistens auch im Verein mit Ketten — deren Abschluß sie bilden — eine sehr gewählte Garnitur geben.

Unter den Hüten scheint die Form Pamela, die wir als eine Vermischung der Empire- und Ranzonform bezeichnen möchten, immer mehr Gunst zu gewinnen; wir haben bereits reizende kleine Hüthen ganz aus rosa oder aus weißen Federn hergestellt, ebenfalls Ranzonhüthen nur aus aneinandergereihten kleinen Möschchen, Marguerites oder ähnlichen Blumen bestehend und mit Dautropfen übersetzt. Die runden Hüte werden sich von der vorjährigen Form nur durch einen etwas flacheren Kopf unterscheiden, von jüngeren Damen dürfte die Form Chinoise, welche nur einen runden flachgewölbten Deckel bildet, oder die graziose Form Napolitaine gewährt werden.

Bei eleganterer Bronemadentellette erhebt ein kleiner zierlicher Sonnenschirm den tout cas; die Garnitur solcher Schirme besteht aus Guipüre, schmalen Stoffpollants, Strohh- und Genilletiderei u. s. w. Wir können uns nicht verlagen, einen besonders reizenden Schirm, den wir haben, zu beschreiben. Er war aus weißem Taffet, seine obere Spitze schmückte ein kleines Vogelnest von weißen Federn, aus dem ein stillerlicher Kolibri hervorlugte. Den Außenrand des Schirmes umgab eine breite Franze aus geriffelten Kiefern von Straußenfedern, die bei jedem Luftzuge ein leises Rauschen erzeugten.

Bei der allgemeinen Vorliebe für den Knickerbocker fertigt man neuerdings Handtuche aus Leder, welches jenen Stoff täuschend nachahmt und eintönig oder in bunten Farben färbt.

Auch unter den neuesten Stoffen fanden wir sehr gelungene Imitationen des Knickerbocker, ¼ breit à 1 Thlr. 20 Gr. Vorherrschend aber ist auch unter den Seidenstoffen das Genre rayé, Streifen in der verschiedensten Anordnung, z. B.: auf farbigem Grunde die Guipüre Glumy in Weiß oder Schwarz limitrend, oder schlanke Säulen gleich, die mit schwarzen Streifen umranden sind, oder auch mit Motiven abwechselnd, wie der Stoff pyramidal, welcher zwischen schwarzen Streifen auf weißem Grund fächerartig ausgebreitete Blumenkränze zeigt. Von sehr schöner Wirkung ist der Stoff progrès, ein schwarzer poolt de soie von mattragtem Ton mit breiten schwarzen und weißen reparatir hochliegenden Streifen, in welchen Palmbläume im Camapeugeschmack eingewebt sind. Auch der Atlas wird noch viel getragen und zeigt nicht mindere Mannichfaltigkeit des Dessins.

Von besonderer Wichtigkeit aber für die Toilettenfrage ist der Umschwung in den Façons der feineren Lingerie, für welche keine Leinwand mit einfacher Stickerei zum Hausanzug, erstere mit Guipüre Glumy zur Promenaden- und Besuchs-toilette, Batist oder Mull aber mit Stickerei und Valenciennes für Gesellschafts-toilette das geeignete Material sind. Die Kragen werden à van Dyk, hinten schmal, vorn mit spitzen Enden getragen, oder groß, die Schultern bedeckend, sowohl hinten als vorn schneibig. Die dieser Form entsprechenden Manschetten legt man, weil die Kleiderärmel sich mehr und mehr verengen, reversartig über diesen an.

[1529] Veronika von G.



Wirthschafts-Blaudereien.

Mittheilungen aus dem Notizbuche einer Hausfrau.

Künstlicher Honig. Man löst 7 Pfund Farin Zucker in 1 Quart Wasser...

Deutscher Ingwer. Zu diesem Eingemachten, das dem ostindischen Ingwer...

Englisches Fleckenwasser. Diese von Prof. Actus untersuchte Flüssigkeit...

Kitt, welcher schnell erhärtet und dem Feuer und dem Wasser widersteht.

Armenischer oder Diamantkitt zum Kitten von Glas, Porzellan, Gelfsteinen...

Dunstbubbling zu brauner Suppe. 8 Loth Butter werden mit etwas Salz...

Pastete als Entree. 1 Pfund gebleichtes Wildpret oder auch Lungenbraten...

Uspic oder Gelee dazu. Zwei Kälberfüße und ein Schweinsfuß werden mit einer Waage...

Aehrenlese.

Was die Dichter und Denker über den Tanz gesagt haben.

Die Freude führe ich an der Schönheit Jügel, Die gern die zarten Grenzen übertritt...

Schiller.

Ein leichter Sinn erhebt sie von der Erden; Das muntere Paar, es mag nicht stille sehn...

Goethe.

Ein Ball en masque ist vielleicht das Höchste, was der spielenden Poesie das Leben nachspielen vermag.

Jean Paul.

Tanzen, obgleich ein nährliches, nichtsagendes Vergnügen, ist eine von den hergebrachten Thorheiten...

So lange Tanz und Musik nur Frölichkeit hervorruft, die sich ins Häusliche mit hinein überträgt...

Ich weiß nicht, soll ich Kinderbälle im Tanzsaal mehr haben, oder Kinder tänze in der Wohnstube mehr loben.

D, ihr rosigten Kinder, Cu ren Frohinn und Cure Heiterkeit möchtet wir um keinen Preis der Welt Euch rauben...

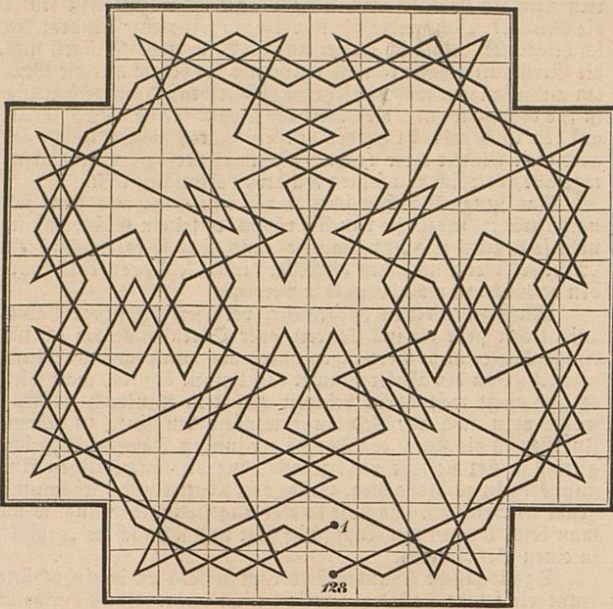
Zogogryph.

Ich bin der Führer aller Gefellen, Die wechselnd im Dienste der Sprache stehn.

Jedoch, wenn ich mich lasse vertreiben, Und zwei Gefährten neben den Thron, So darf nicht länger der Vater bleiben...

Auflösung der dreifüßigen Charade Seite 136. „Fortbauer“.

Schlüssel zur Auflösung der Räffelsprung-Aufgabe Seite 136.



Auflösung der Räffelsprung-Aufgabe Seite 136.

Am Reife die Jugend dich verläßt, Am Geiste der Jugend halte fest! Schmück' die das Haus mit Zimmergrün...

Correspondenz.

Fr. M. A. in R. Wir können nur unseren früheren Ausspruch wiederholen: die Keinheit und Farbenfrische der Haut hängt von der sorgfältigen Pflege derselben ab.

Fr. B. v. P. Ein unschädliches Mittel zur Vertilgung der Warzen gibt es nicht, sie können nur durch scharf wirkende Reagentien fortgebracht werden.

Fr. D. D. „Einen ausbleibenden Gast lange erwarten, heißt die schon anwesenden Gäste beleidigen.“

Fr. A. B. in Z. Nach den Untersuchungen des Prof. Hufemann enthalten die reifen Samen des sogenannten Goldregen (Cytisus laburnum) ein äußerst giftiges Alkaloid.

Fr. Dr. Berlin. Es sind sehr verschiedenartige Verfahren zum längeren Aufbewahren und Conserviren frischer Eier in Vorbehalt gebracht worden...

Rebus.



Gierschale zu verstopfen und den Inhalt der Eier von der äußeren und Feuchtigkeit abzufließen. Solche Mittel sind z. B. ein Leber...

Fr. M. C. W. in D. Eine Zeichnung nicht, doch eine Anleitung, soweit es der Raum gestattet. Den mittleren Raum der Fläche...

Fr. M. C. W. in D. Eine Zeichnung nicht, doch eine Anleitung, soweit es der Raum gestattet. Den mittleren Raum der Fläche...

Fr. M. C. W. in D. Eine Zeichnung nicht, doch eine Anleitung, soweit es der Raum gestattet. Den mittleren Raum der Fläche...

Fr. M. C. W. in D. Eine Zeichnung nicht, doch eine Anleitung, soweit es der Raum gestattet. Den mittleren Raum der Fläche...

Fr. M. C. W. in D. Eine Zeichnung nicht, doch eine Anleitung, soweit es der Raum gestattet. Den mittleren Raum der Fläche...

Fr. M. C. W. in D. Eine Zeichnung nicht, doch eine Anleitung, soweit es der Raum gestattet. Den mittleren Raum der Fläche...

Fr. M. C. W. in D. Eine Zeichnung nicht, doch eine Anleitung, soweit es der Raum gestattet. Den mittleren Raum der Fläche...

Fr. M. C. W. in D. Eine Zeichnung nicht, doch eine Anleitung, soweit es der Raum gestattet. Den mittleren Raum der Fläche...

Fr. M. C. W. in D. Eine Zeichnung nicht, doch eine Anleitung, soweit es der Raum gestattet. Den mittleren Raum der Fläche...

Fr. M. C. W. in D. Eine Zeichnung nicht, doch eine Anleitung, soweit es der Raum gestattet. Den mittleren Raum der Fläche...

Fr. M. C. W. in D. Eine Zeichnung nicht, doch eine Anleitung, soweit es der Raum gestattet. Den mittleren Raum der Fläche...

Fr. M. C. W. in D. Eine Zeichnung nicht, doch eine Anleitung, soweit es der Raum gestattet. Den mittleren Raum der Fläche...

Fr. M. C. W. in D. Eine Zeichnung nicht, doch eine Anleitung, soweit es der Raum gestattet. Den mittleren Raum der Fläche...

Fr. M. C. W. in D. Eine Zeichnung nicht, doch eine Anleitung, soweit es der Raum gestattet. Den mittleren Raum der Fläche...

Fr. M. C. W. in D. Eine Zeichnung nicht, doch eine Anleitung, soweit es der Raum gestattet. Den mittleren Raum der Fläche...

Fr. M. C. W. in D. Eine Zeichnung nicht, doch eine Anleitung, soweit es der Raum gestattet. Den mittleren Raum der Fläche...

Fr. M. C. W. in D. Eine Zeichnung nicht, doch eine Anleitung, soweit es der Raum gestattet. Den mittleren Raum der Fläche...

Fr. M. C. W. in D. Eine Zeichnung nicht, doch eine Anleitung, soweit es der Raum gestattet. Den mittleren Raum der Fläche...

Fr. M. C. W. in D. Eine Zeichnung nicht, doch eine Anleitung, soweit es der Raum gestattet. Den mittleren Raum der Fläche...

Fr. M. C. W. in D. Eine Zeichnung nicht, doch eine Anleitung, soweit es der Raum gestattet. Den mittleren Raum der Fläche...

Fr. M. C. W. in D. Eine Zeichnung nicht, doch eine Anleitung, soweit es der Raum gestattet. Den mittleren Raum der Fläche...

Fr. M. C. W. in D. Eine Zeichnung nicht, doch eine Anleitung, soweit es der Raum gestattet. Den mittleren Raum der Fläche...